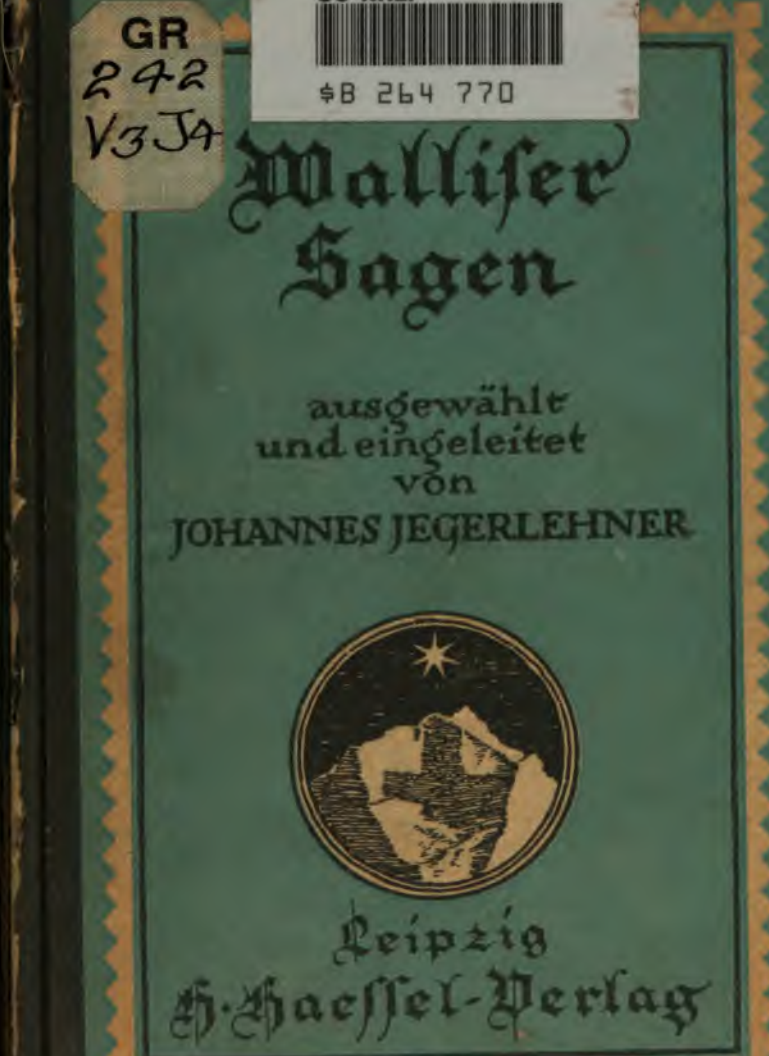


Walliser Sagen

ausgewählt
und eingeleitet
von
JOHANNES JEGERLEHNER

Leipzig
H. Haessel-Verlag


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Eine Sammlung von Darstellungen und Texten, herausgegeben von

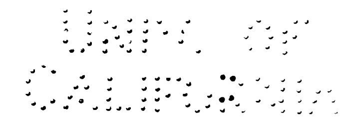
Harry Mayne (Bern)



Zehntes Bändchen

Walliser Sagen

ausgewählt und
eingeleitet von
Johannes Jegerlehner





H. HAESSEL VERLAG
LEIPZIG 1922

Druck von Hesse & Becker, Leipzig

ac-

Inhalt

Seite

Einleitung

Die Sage ist eine Blume, dunkelblau und wundersamen Duftes. Bei allen Völkern, über die wir genauer unterrichtet sind, hat sie ihren Standort, den sie jedoch nur so lange behauptet, als sie, unberührt vom Wellengang der fortspülenden Kultur, ihr einsames, köstlich naives Dasein fristen kann. Eisenbahnen und Fabrikschlote sind ihre schlimmsten Feinde, denn sie verträgt nur die reine, kühle Land- und Bergluft. Sobald Kohlenrauch sich in den Äther mischt, haucht sie ihre zarte Seele aus, was man nirgends besser beobachtet als im Wallis, wo die moderne Kultur vom Genfer See her durch das einzige, weit offene Tor einzog, Rhone aufwärts unaufhaltsam weiterschritt und die alten Bräuche und Sitten verdrängte.

Auf dem Schienengeleise Lausanne—Brig ins Wallis hineinrollend, stieg der ausgleichende Geist der Neuzeit links und rechts empor in den üppigen Wildwuchs, die ungebleichte Ursprünglichkeit der zahlreichen Seitentäler. Mit einem Hupf im Val d'Illiez drinnen, oben im Tal von Salvan, gewann er auch dort rasch die Oberhand, und wie die Hosenfrauen von Champéry vor den Spötterblicken der Stadtfräcke und Schleierdamen in die Sennhütten hinauf sich zurückzogen und die malerische Hose allmählich mit dem Allerweltskittel vertauschten, war auch die Wunderblume

bald nur noch in den hintersten Winkeln und Schlüpfen heimisch und ist heute ausgestorben.

Längs den drei weitgestreckten Flußläufen der Dranse, gegen den Großen St. Bernhard und den Mont Combin, vollzog sich der Umschwung vom Alten zum Neuen langsamer als in den kurzen, breitausladenden Tälern von Champéry und Salvan, den Sommerfrischen von Lausanne und Genf.

Im Val Ferret und im Val de Bagnes, abseits der Hauptverkehrsader, fließt heute noch in das Schnurren des Spinnrades das heimelige Geplauder alter Mären, während in den Dörfern an der Großen St. Bernhard-Straße mit jeder gebückten Spinnerin und jedem greisen Sennen, die ausgedinget haben, der letzte und allerletzte Rest uralten Volksgutes ins Grab sinkt.

Im Tal von Zermatt mit seiner hochentwickelten Fremdenindustrie ist der Sagenflor unwiederbringlich dahin, in dem bahn- und straßenlosen Nachbartal von Almagell und Saas-Fee treibt er noch seine spärlichen Blüten.

Nur im Oberwallis, das erst vor acht Jahren sein Bähnchen erhielt, behaupten sich die alten Sitten und stemmen sich tapfer den Allerweltswinden entgegen, auch an Orten, wo prachtvolle Hotelpaläste die Schindeldächer überragen, zumal man seit dem Weltkriege in den Gasthöfen die Ausländer vermißte.

Diese Umwandlung allüberall auf Kosten des geruhigen, altväterischen, sagenumwobenen Lebens ist leicht erklärlich. Die Eisenbahnen bringen fremde Gäste ins Land, die Gäste den Verdienst, und an Stelle des

Tauschhandels tritt der Geldverkehr. Den Älplern fehlt nunmehr die Muße zum Träumen und zum Spintisieren, und in den Abendsitzen hält das junge Volk sich lieber an die warmblütige Gegenwart als an die gruseligen Spukgestalten der Vergangenheit. Die Gefahren in dem wilden Berg- und Gletscherland nehmen von Jahr zu Jahr ab. Man baut Straßen und Wege, solide Brücken und mitunter auch Kapellen an verschrieene Orte. Die waghalsigen Strecken der Bewässerungskanäle werden hier in den Fels gesprengt, anderwärts durch Tunnel ersetzt, Öl- und Talglämpchen, die verrufene Stätten mit ihrem Dämmerschein noch unheimlicher machten, durch elektrische Birnen, welche glanzhelles Licht verbreiten. Es geschieht an diesen Orten nichts Befremdliches mehr, das Furcht und Phantasie ausschmücken könnten. Zudem grübelt der festgebakkene Gegenwartssinn nicht gern in den dunkeln Geheimnissen der Vorzeit. Man mißt den Sagen keine Bedeutung mehr bei und bringt ihnen kein Interesse mehr entgegen, weil sie Zeiten widerspiegeln, die unverblümt den Urzustand des Landes und der Bevölkerung bloßlegen, ja, man schämt sich ihrer und belächelt die Naiven, die noch daran glauben.

Wie oft haben Zuhörer meinen Märchenerzählern zugerufen, sie möchten doch aufhören mit dem Lügenwerk, so dumm sei niemand, solche Narretei ernst zu nehmen. Und da ich ihre „Erzelleten" nicht nur geduldig anhörte, sondern noch aufschrieb, mußte ich für manche spöttische Bemerkung den Buckel herhalten.

Heute sind auch die Älpler im Besitz von Zeitungen und Büchern, und wo man liest, wird nicht mehr er-

zählt, jedenfalls nicht mit der unumstößlichen Überzeugungskraft, daß es einem kalt und warm über den Rücken läuft und die Buben und Mädchen die Beine hochziehen. Deshalb dürfen wir ruhig behaupten, noch eine absehbare Frist, und auch im Wallis geht die Sage nicht mehr von Mund zu Mund.

Erfreulich ist es daher, daß man beizeiten daran dachte, die blauen Blumen einzuheimsen und sozusagen in Herbarien aufzubewahren, die ihre Bedeutung erst erlangen werden, wenn man sich so recht bewußt wird, daß es vom grünen Baum nichts mehr zu pflücken gibt.

Der erste, der im Wallis den Sagen nachging, war Domherr Peter Joseph Ruppen aus dem Saasertal, von dem mir sein Neffe, so wir bei einem Glas Fendant uns gütlich taten und steinhartes Roggenbrot und noch härteren Bergkäse dazu knusperten, mancherlei berichtete. In dem Bücher- und Verleger armen Wallis war es damals für Domherr Ruppen nicht leicht, ein Bändchen herauszugeben, deshalb verbündete er sich mit Pfarrer Tscheinen zu Grächen im Vispertal, der ebenfalls Sagen sammeln mußte, und gemeinsam beschlossen sie, den Versuch zu wagen und ein Sagenbüchlein zu veröffentlichen. Allein die Drucklegung bereitete ihnen ungeahnte Schwierigkeiten. Nach langem Suchen fand Ruppen in Sitten einen Zeitungsverleger, der sich vertraglich anerbot, fünfhundert Exemplare zu drucken. Da jedoch die Mittel dazu fehlten, verzögerte sich die Ausführung, und so schrieb Ruppen Ende 1870 seinem Freunde in Grächen: „Wir werden mit unsern Sagen wohl weiter müssen, wenn sie im Druck erscheinen sollen."

Tscheinen erwiderte: „Einverstanden, ich will mich von diesem Menschen nicht länger am Narrenseil herumführen lassen.“ Wohl oder übel aber blieben sie bei dem Verleger in Sitten, und Ende des Jahres konnte der erste Bogen gesetzt werden. Allein von keiner Seite aufgemuntert und unterstützt, im Gegenteil, vielerorts übel kritisiert und bespöttelt, trat wieder Stillstand ein, und anscheinend die größten Schwierigkeiten legte Ruppen sein Freund und Mitarbeiter Tscheinen selber in den Weg. Eine poetisch veranlagte, friedfertige Natur, wich er mit ängstlichen Bedenken jedem Streite aus, verlangte seine Beiträge zurück und sprach davon, sie vielleicht in einer katholischen Zeitschrift in Berlin erscheinen zu lassen. Im Dezember 1871, als der Druck abermals ins Stocken geriet, schlug er Ruppen vor, eine Monatsschrift zu gründen und die Sagen in den ersten Heften niederzulegen. Ruppen blieb aber standhaft bei seinem ersten Plan, und so verließ das Bändchen Ende 1872 die Presse.

„So habe ich das für mich so interessante Werkchen noch vor meinem Tode im Druck erblicken können,“ schrieb Tscheinen an Ruppen, „und dies ist einzig Ihr Werk. Hätten Sie nicht mit solchem Ernst, mit solcher Unverdrossenheit, Beharrlichkeit, kluger Umsicht und begeisterter Liebe für das geschichtliche Altertum unseres Wallis die Sache an die Hand genommen, so wäre nichts daraus geworden, und unsere Sagen wären im Manuskript für immer begraben geblieben. Außer der Ehre und Freude, der erste und vielleicht der letzte Herausgeber von unsern alten, recht seltsamen Wallisersagen zu sein, haben Sie leider keinen Lohn für

zählt, jedenfalls nicht mit der unumstößlichen Überzeugungskraft, daß es einem kalt und warm über den Rücken läuft und die Buben und Mädchen die Beine hochziehen. Deshalb dürfen wir ruhig behaupten, noch eine absehbare Frist, und auch im Wallis geht die Sage nicht mehr von Mund zu Mund.

Erfreulich ist es daher, daß man beizeiten daran dachte, die blauen Blumen einzuheimsen und sozusagen in Herbarien aufzubewahren, die ihre Bedeutung erst erlangen werden, wenn man sich so recht bewußt wird, daß es vom grünen Baum nichts mehr zu pflücken gibt.

Der erste, der im Wallis den Sagen nachging, war Domherr Peter Joseph Ruppen aus dem Saasertal, von dem mir sein Neffe, so wir bei einem Glas Fendant uns gütlich taten und steinhartes Roggenbrot und noch härteren Bergkäse dazu knusperten, mancherlei berichtete. In dem Bücher- und Verleger armen Wallis war es damals für Domherr Ruppen nicht leicht, ein Bändchen herauszugeben, deshalb verbündete er sich mit Pfarrer Tscheinen zu Grächen im Vispertal, der ebenfalls Sagen sammeln mußte, und gemeinsam beschlossen sie, den Versuch zu wagen und ein Sagenbüchlein zu veröffentlichen. Allein die Drucklegung bereitete ihnen ungeahnte Schwierigkeiten. Nach langem Suchen fand Ruppen in Sitten einen Zeitungsverleger, der sich vertraglich anerbot, fünfhundert Exemplare zu drucken. Da jedoch die Mittel dazu fehlten, verzögerte sich die Ausführung, und so schrieb Ruppen Ende 1870 seinem Freunde in Grächen: „Wir werden mit unsern Sagen wohl weiter müssen, wenn sie im Druck erscheinen sollen.“

Tscheinen erwiderte: „Einverstanden, ich will mich von diesem Menschen nicht länger am Narrenseil herumführen lassen.“ Wohl oder übel aber blieben sie bei dem Verleger in Sitten, und Ende des Jahres konnte der erste Bogen gesetzt werden. Allein von keiner Seite aufgemuntert und unterstützt, im Gegenteil, vielerorts übel kritisiert und bespöttelt, trat wieder Stillstand ein, und anscheinend die größten Schwierigkeiten legte Ruppen sein Freund und Mitarbeiter Tscheinen selber in den Weg. Eine poetisch veranlagte, friedfertige Natur, wich er mit ängstlichen Bedenken jedem Streite aus, verlangte seine Beiträge zurück und sprach davon, sie vielleicht in einer katholischen Zeitschrift in Berlin erscheinen zu lassen. Im Dezember 1871, als der Druck abermals ins Stocken geriet, schlug er Ruppen vor, eine Monatsschrift zu gründen und die Sagen in den ersten Heften niederzulegen. Ruppen blieb aber standhaft bei seinem ersten Plan, und so verließ das Bändchen Ende 1872 die Presse.

„So habe ich das für mich so interessante Werkchen noch vor meinem Tode im Druck erblicken können,“ schrieb Tscheinen an Ruppen, „und dies ist einzig Ihr Werk. Hätten Sie nicht mit solchem Ernst, mit solcher Unverdrossenheit, Beharrlichkeit, kluger Umsicht und begeisterter Liebe für das geschichtliche Altertum unseres Wallis die Sache an die Hand genommen, so wäre nichts daraus geworden, und unsere Sagen wären im Manuskript für immer begraben geblieben. Außer der Ehre und Freude, der erste und vielleicht der letzte Herausgeber von unsern alten, recht seltsamen Wallisersagen zu sein, haben Sie leider keinen Lohn für

Ihre Mühe. Erst die Nachwelt wird Ihr patriotisches Werk anerkennen."[1])

Jahrzehnte verstrichen, bis die kleine Auflage vergriffen war. Als hochbetagter Greis hatte Ruppen nicht mehr den Mut, eine neue Ausgabe zu veranlassen, und 1896 starb er.

Als die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde meinen ersten Wallisersagenband ankündigte, geriet der Geschichtsforschende Verein des Oberwallis auf die an und für sich gute Idee, aus Lehrern und Pfarrern einen Ausschuß zu wählen, der ebenfalls Sagen sammeln sollte. Da jedoch die Ernte nicht ergiebig ausfiel, sah man von einer eigenen Veröffentlichung ab, füllte damit die Sammlung von Ruppen und Tscheinen auf und gab sie im Jahre 1907 auf zwei Bände verteilt in zweiter Auflage heraus. Die Sichtung war aber nicht streng und die Sagen, die neu hinzukamen, waren namentlich im Stil nicht einheitlich. Etliche Sammler ließen bei der Niederschrift der Phantasie die Zügel schießen und hielten sich nicht an die naiv gewachsene, schlichte Volkssprache des Erzählers, andere konnten Überlieferung und Volkswitz, Sage und Anekdote zu wenig auseinanderhalten, und so steht in der vermehrten Auflage von Ruppen und Tscheinen manches Gute neben Beiträgen, welche die Harmonie der Sammlung stören.

Obschon gebürtiger Berner, verlebte ich doch fast alle meine Knaben- und Studentenferien in irgendeinem schwarzbraunen Dörfchen des Wallis, wo meine Ver-

[1]) Walliser Sagen, herausgegeben von dem historischen Verein von Oberwallis. Erster Band, Vorwort.

wandten wohnen, bezog Unterkunft im Pfarrhaus oder in der Wirtschaft, zur Hochsommerzeit auch in den Sennhütten, wurde zu den Tänzen, Racletten und Spinnstubeten mitgenommen, lud mich etwa auch selber dazu ein, unternahm mit den Alpinspektoren Besichtigungsreisen über die Sennten und Kuhweiden, schlief mit den Hirten auf den Pritschen, sorgte immer reichlich für Tabak und zuweilen auch für einen Tropfen Pflaumenwasser, und so ward ich bei den Leuten heimisch und gern gesehen.

Als ich inne wurde, was für Sagenschätze überall noch brach lagen und der Vergessenheit anheimfielen, fing ich an zu schreiben und begann unverweilt mit der systematischen Durchforschung der welschen und deutschen Täler, die ich während vielen Jahren nach allen Richtungen durchwanderte, und so gibt es keinen Pfad im Wallis, den ich nicht wenigstens einmal gegangen und keinen Weiler, wo ich nicht in plaudersamer Gesellschaft aus hölzernen Batillen getrunken und auf harten Pfühlen genächtigt habe.

Aus dem halben Hundert meiner Sagen- und Märchenerzähler will ich nur eine kleine Auslese bringen.

Im Val de Bagnes machte ich die Bekanntschaft mit Maurice Gabbud, dem Lehrer von Lourtier. Er war Mitarbeiter des Glossaire romand und des Schweizerischen Archivs für Volkskunde. Von seinem Vater her, der vierzig Jahre lang als Meistersenn auf der hintersten Alp Charmontana sömmerte, waren ihm die meisten Sagen des Tales bekannt, und angeregt von den einprägsamen Geschichten, von denen Louis Courthion in seinen „Véillées des Mayens“ einige, novel-

listisch ausgeschmückt, herausgegeben, hatte der junge helle Kopf seine Kammer in eine Studentenbude eingerichtet und manchen Winter hindurch bei seinem Lämpchen aus Büchern sich die mangelnden Kenntnisse erworben. Dann fing er an in Zeitungen zu schreiben, und durch seine Artikel aufmerksam gemacht, wählte ihn die Gemeinde zu ihrem Lehrer, obschon er nie ein Seminar besucht und kein Diplom besaß.

Mit Gabbud streifte ich von Alp zu Alp, sammelte und schrieb, und was mir fehlte, ergänzte er, und so verdanke ich ihm und seinem Sammelfleiß den vollständigen Sagenhort des Val de Bagnes.

Einige ganz wunderbare Volksmärchen erzählte mir der Hüttenwart am Panossièregletscher in so fein abgewogener Rede und Ausführlichkeit, daß ich mehrmals zu ihm hinaufstieg und im quirlenden Rauch unserer Pfeifen den unvergleichlichen Darbietungen aufmerksam zuhörte.

Im Lötschental begann ich meine Sammlung zur Zeit, als der weitbekannte Bergführer Peter Siegen noch lebte und keine Bahn fuhr[1]), und im Glauben, das Beste eingeheimst zu haben, verließ ich das Tal und stieß drunten in der Rhoneebene ganz zufällig auf einen grundgescheiten Lötscherschuster, der, wie alle, die nur kümmerlichen Schulunterricht genossen und sich in Freiheit entwickelten, durch sein famoses Gedächtnis verblüffte und meine bisherigen Gewährsleute von der Lonza an Wissen und Darstellungsgabe weit übertraf.

---

[1]) Lange bevor Dr. Hedwig Anneler ihr bedeutsames Werk über Lötschen in Angriff nahm.

War eine Geschichte zu Ende, so wischte er das Nasentröpflein mit dem Rockärmel, schwang den Hammer und sagte: „Das ist bare Wahrheit, eine heilige Wahrheit, erfinden kann man so etwas nicht," und der Lehrbub, der mit an den Leib gezogenen Knien und den Händen in der Luft zuhörte, seufzte schwer und bestrich wieder den Draht, bis eine neue Exzellete seine Arbeit unterbrach.

Zuweilen saßen auch noch zwei Weißbärte auf niedern Schemeln bei uns und steuerten Varianten aus ihrem gemeinsamen Heimattale bei. Stockte der eine, spann der andere weiter, und so wurde die Schusterwerkstatt für mich eine Fundgrube.

Gerne erinnere ich mich auch einer fünfundsiebzigjährigen Großmutter, die ihrem Sohn, dem Pfarrer, haushaltete. Es war September und Traubenlese und die gesamte Dorfschaft tief in einem sonst verlassenen Weiler in den Reben, als ich mich bei den gastfreundlichen Leuten zum erstenmal einhäuselte. Sonntags stieg das Völklein zum Kirchgang herauf, um nach dem Gottesdienst alsogleich wieder in die Weinberge hinabzurudeln. Wir lebten von zwei Jahre altem Roggenbrot, das der Pfarrer mit der Axt zertrümmerte, und von Eierspeisen. Ab und zu begleitete ich ihn auf die Eichhornjagd, und das Mütterchen zog unserer Beute das Fell ab und setzte uns den Braten vor. In den sagenreichen Naterserbergen aufgewachsen, waren ihr die Mythen vom Aletschgletscher und seiner Umgebung fast alle gegenwärtig, und ich erfreute mich ihrer besonderen Gunst als ein Geselle, der andächtig lauschte, wenn sie in gläubiger Inbrunst von verschollenen Ta-

gen redete, wo die Geister noch umgingen, Gräfinnen ihre unermeßlichen Schätze hütend, in mondhellen Nächten sich offenbarten, Gratzüge oder Totenprozessionen stattfanden, der Aletschmann zur Engelsmesse ging und andere seltsame Dinge sich zutrugen. Sie glaubte an die armen Seelen im Gletscher, die in den schauerlichen Eisgrüften ihr Letztes abbüßen müssen, ehe sie zur ewigen Ruhe und Seligkeit eingehen dürfen, und von der Altschmiedja in Aletsch, die jede Nacht, bevor sie ins Bett huschte, die brennende Ampel aufs Fensterbrett stellte, auf daß die frierenden Seelen den Weg zu ihrer Hütte fänden und sich am Ofen wärmen könnten, redete sie wie von einer Heiligen. „Als die Altschmiedja das Zeitliche segnete, ging der Gletscher in roten Gluten auf, denn die Lichter, die sie den armen Seelen angezündet, brannten alle und erhellten ihr die Straße hinauf zum Paradiese."

Allein die besten von allen Plauderkünstlern entdeckte ich in einem Bergdörfchen am Eingang des Turtmanntales, wo ich während zehn Jahren der einzige Sommer- und Wintergast war. Der eine hieß mit dem Vornamen Päuli, der andere Johannes, der Botaniker. Päuli war bis zu seinem fünfzehnten Jahr Schafbub, dann Kuhhirt, und heute ist er ein angesehener Bauer und Gewalthaber des Dorfes. In einer Stadt wäre er sicher Ratsherr und ein gewichtiger Regierungsrat geworden. Johannes führte ehedem einen Botanikprofessor im Tal herum, wobei er nicht nur eine Unmenge alpiner Pflanzen kennen lernte, sondern auch die lateinischen Bezeichnungen, die sein scharfes Gedächtnis sich einprägte und heute noch ohne Fehl

und Besinnen wiedergibt. Vor seiner Hütte hatte er sechs Schritt im Geviert ein Blumengärtchen angelegt, das er sorgsam hegte und betreute. „Der Garten ist meine einzige Freude," pflegte er zu sagen, „und wenn meine Hausfrau Zwiebeln steckt, so grabe ich sie wieder aus. Artemisia sulphurea mit Paradisium Liliastrum und dazwischen gemeine Zwiebelnstengel, das tut meinen Augen weh." An den Fensterchen rankten sich Schlingpflanzen, und auf den zwei Gesimsen schimmerten Kristalle, bunte Erze und Konservenbüchsen mit seltenen Alpenblumen.

So oft ich bei Johannes und Päuli zukehrte, es mochte Mitsommer sein oder blankweißer Winter, alleweil glitzerte das Märchenbäumchen über alle Äste mit Früchten beladen, die mir mühelos in den Schoß fielen.

Saßen die beiden bei mir am Wirtstisch und kräuselte sich der Pfeifenrauch, so fand ich kaum Zeit, den Blei zu spitzen, denn einmal im Zug, gab es kein Halten mehr. Sobald der eine entgleiste oder abschweifen wollte, half ihm der andere wieder auf die Spur, und bevor am Turm die Geisterstunde schlug, hatten wir zuweilen schon sieben verwunschene Prinzessinnen entzaubert, ein halbes Dutzend Drachen erlegt, vier Blüemlisalpen verflucht und verschüttet, ein Zwergennest ausgenommen, die Prachtswirtin vom Höhenwald auf den Mund geküßt und damit vom tausendjährigen Fluch erlöst, ein Trüpplein büßender Seelen aus dem Fegfeuer befreit und dem Oberteufel Gumiso einen Streich gespielt, daß er mit schrecklichem Gestank sich grimmig knurrend aus dem Staube machte.

Glaubte ich am Schluß eines Aufenthaltes, Päuli

und Johannes seien ausgeschöpft bis auf den Grund ihrer Plauderweisheit, das nächste Mal, wenn ich wiederkam, füllte ich ohne Not meinen dicken Taschenkalender, und die zwei wußten immer genau, was sie mir schon vorgetragen und was nicht. Ließ ich sie vorsichtshalber eine Geschichte vom letzten Jahr wiederholen und verglich dann zu Hause die Stenogramme, so stimmte nicht nur der Inhalt, sondern gar oft auch die Redewendung überein. „Die Fassade aus kohlschwarzem Marmor, Türgriff und Schloß von Gold, die glänzten wie Glas, und die Diele aus feingeblümten Marfelstein" — der Botaniker, der sechzig Jahre zählte und nie aus dem Schatten seines Tales hinausgegangen war, weder Bücher noch Zeitungen las, malte mit ein paar knappen Strichen Königsschlösser und Teufelspaläste vor meine Augen, daß ich mich hütete, auch nur ein Wörtlein zu ändern. Und Päuli mit seinem erstaunlichen Erinnerungsvermögen und unerschöpflichem Erzählertalent spann sich so hitzig in seine Geschichten hinein, daß ihm der Schweiß über die roten Backen tröpfelte und mir die Stunden schwanden wie Minuten. Oft war es weit über Mitternacht hinaus, wenn sie sich erhoben und höflich dankend entschuldigten, mich so lange aufgehalten zu haben.

Als meine liebe Wirtin am Tag, wo sie das Sechsundsiebzigste vollendete, die Augen schloß, kam das Häuschen in die Hände eines kinderlosen Ehepaares aus dem Vispertal, das die alten Mären der Visper-Berge kannte und meinem Ruf, sich zu uns zu setzen und am friedlichen Wettstreit zu beteiligen, freudig gehorchte. Und da zu den Abendsitzen mitunter auch ein zugewan-

derter Oberwalliser erschien, der sein Licht nicht unter den Scheffel stellte, wurde die Wirtschaft eine Sammelstelle für die Sagen aus dem deutschen Oberwallis.

Einmal saß auch ein Josmarie bei unserer Tafelrunde, der zwei Stunden einwärts im Turtmanntal ein Gütchen bebaute. Gegen zehn Uhr ging er auf den Heimweg, während sich die übrigen noch zu einem Glas Muskateller bequemten. Kaum war ich zu Bett, knarrte die Flurtür und zaghaft klopfte es an meine Stube. Ich zündete die Kerze an, und als die Pforte aufging, war Josmarie wieder da. Kaum daheim, keuchte er, sei ihm noch die schönste von allen Geschichten eingefallen, und sintemal ich so großes Interesse zeige und er für längere Zeit ins Tal hineinziehe, hätte es ihn wieder hergetrieben. Ich griff nach meinem Notizbuch in der Nachttischschublade und stenographierte das prachtvolle Märchen vom Kreuzstein. Von meinen Segenswünschen begleitet, ging Josmarie erleichtert wieder davon.

Die Sagen und Märchen, die ich gesammelt, veröffentlichte der Schweizerische Verein für Volkskunde in zwei Bänden[1]). Aus den etwa siebenhundert Ge-

---

[1]) Erster Band: Sagen aus dem Unterwallis. Unter Mitwirkung von Walliser Sagenfreunden aus dem Volksmunde gesammelt. Basel 1909.

Zweiter Band: Sagen und Märchen aus dem Oberwallis, aus dem Volksmunde gesammelt. Mit vergleichendem Anhange und Register zu dieser und des Verfassers Sagen aus dem Unterwallis, unter Mitwirkung von Prof. Dr. S. Singer, versehen von Hanns Bächtold, Basel 1913.

schichtlein wählte ich die schönsten aus, zog manchmal zwei zusammen, wie es die Gebrüder Grimm auch zu tun pflegten, erzählte reicher und ausführlicher, und so entstanden meine Jugendschriften „Was die Sennen erzählen"[1]), „Am Herdfeuer der Sennen"[2]), „Blümlisalp"[3]).

Die katholische Religion und die großartige, in Schnee und Eis glitzernde Gebirgswelt geben den Wallisersagen das Gesicht und Gewand. Fast alle Motive, die uns aus der Antike und den mittelalterlichen Mythen geläufig sind, kehren hier vielfach variiert und lokalgefärbt wieder, und es wäre ganz interessant, die Varianten der verschiedenen Täler nebeneinander zu reihen und das Gleichartige und Verschiedene hervorzuheben.

Dazu erscheint ein schweres Schock von Berg- und Gletschersagen, die naturgemäß bei Grimm fehlen, weil sie nur im vereisten Hochgebirge entstehen können. Die eine und andere weist in ihrem Kern freilich auch wiederum auf uraltes Sagengut zurück.

Aus mehreren Tälern kennen wir die Polyphemsage. In dem französischen Val d'Anniviers wohnte eine Fee, der die Hirten jeden Tag ein Schaf zum Fressen opfern mußten, bis sie eines Tages verabredeten, die Fee um-

---

[1]) Märchen aus dem Wallis, aus dem Volksmunde gesammelt, mit Bildern von Rudolf Münger, Bern, A. Francke, 9. Tausend.

[2]) Neue Volks-Märchen aus dem Wallis, mit Bildern von Hannah Egger, A. Francke, 9. Tausend.

[3]) Volksmärchen aus dem Wallis, mit Bildern von Erica von Kager, Grethlein & Co., Leipzig und Zürich.

zubringen. Der dazu auserkorene Bursche war ihr nur unter dem angenommenen Namen Mîme (même) bekannt. Am Tag der Ausführung brachte er statt des Schafes ein glühendes Eisen in die Höhle, das er der Fee in den Rachen bohrte. Auf ihr Geschrei eilten die andern Feen herbei und fragten, wer die Untat begangen habe. Mîme habe es getan, brüllte die Sterbende. „Nun, wenn du selbst der Täter bist, was rufst du uns zu Hilfe," erwiderten die andern Feen und zogen wieder ab.

Fast jeden Tag kam zu einer Lötschentalerspinnerin, die sich Selber nannte, ein Zwerg, dem sie den Rücken kratzen mußte. Dieser Arbeit bald überdrüssig, beklagte sie sich bei ihrem Mann. Da zog dieser die Kleider seiner Frau an und stellte sich hinter das Spinnrad. Als der Zwerg in die Stube schlüpfte und den Rücken entblößte, zog der Bauer ihm die Hechel darüber, worauf das Männlein schrie und seine Gefährten herbeirief, die eilends erschienen und fragten, wer ihn so übel zugerichtet habe. „Selber, selber," jammerte der Zwerg, doch die andern lachten ihn aus, „selber ha, selber ta, blas dir selbst den Schaden ab," und trollten sich.

Noch häufiger tritt das Tantalus- und Sysiphusmotiv auf. Im Vispertal fehlte bei der Talfahrt eine Kuh. Der Hirt kehrte um, sie zu suchen, und als er das Tier fand, band er es im Stall an und legte sich auf die Pritsche zur Ruhe. Gegen Mitternacht weckte ihn ein Lärmen und Gepolter, und unbekannte, fahle Älpler in altväterischem Gewande traten ein mit der Kuh, die sie schlachteten und aßen. Dem Hirten wurde

auch ein Stück Fleisch geboten, das er verzehrte. Nachdem dies geschehen, sammelten die Geister die abgenagten Knochen, warfen sie auf die Haut, bündelten sie zusammen und einer rief: Rosina, steh' auf! Die Kuh erhob sich und verschwand mit den Geistern. In der Morgenfrühe fand der Hirte die Kuh im Stall und führte sie hinweg, allein sie lahmte, weil das Fleisch, das er gegessen, am Hinterschenkel fehlte.

In andern Varianten bekennt das Geistervolk, daß es so lange büßen müsse, bis der Schaden, den sie verübt, wieder gut gemacht sei. So besaß ein Bauer im Val de Bagnes eine Kuh, namens Moreine, die bei der nächsten Alpfahrt im Hörnerkampf Königin werden sollte. Die sieben Alpknechte aber, die von einem neidischen Bauer bestochen waren, erwählten den Kampfplatz für die Kühe hart am Rande eines Abgrundes, und als Moreine ihren letzten Gegner besiegte, stürzten sie das Tier in die Schlucht. Zur Strafe für ihr Verbrechen mußten die sieben Sennen nach ihrem Tode jede Nacht die Knochen der Kuh zusammenlesen, auf den Bergkamm hinauftragen, wo Moreine wieder erstand, sie hinabstürzen und die Arbeit von neuem beginnen. Im Spätherbst suchte ein Gemsjäger in der verlassenen Hütte Unterkunft. In tiefer Nacht schoben die sieben Sennen die Kuh ins Gelaß hinein, schlachteten sie und aßen davon. Dem Jäger reichten sie auch einen Bissen zum Benagen, und als die Haut mit den Knochen darin gefaltet war, rief einer: Moreine, erhebe dich! Die Kuh stand auf, hinkte aber, weil ihr der Knochen des Jägers fehlte. Da fragte er die Büßenden, was er zu ihrer Erlösung tun könnte. Er solle

zu den Nachkommen des ehemaligen Besitzers der Moreine gehen und sie bezahlen, ward ihm Bescheid, dann würden sie ihre Ruhe haben. Der Jäger tat es und die armen Seelen waren erlöst.

Zur unfruchtbaren Danaidentätigkeit werden diejenigen Weiber verdammt, denen es an Mut gebrach, Kinder zu gebären. Eine Frau, die im Bagnestal den ersten Strohhut trug, muß nach ihrem Tode am Ufer des Talflusses Sand in ein Bündel sammeln, wozu ihr nur ein Strick zur Verfügung steht, mit dem sich der Sand in alle Ewigkeit nicht binden läßt.

Fast unabsehbar ist die Gruppe der mittelalterlichen Sagenmotive, die zum Teil auch wiederum in der Antike oder noch weiter zurück in der Edda wurzeln, wie Prof. Singer in einem vergleichenden Vortrag über meine Sagensammlungen meisterlich ausführte[1]).

In den großen Kreis der Blaubartsagen gehört die Geschichte von den drei Schwestern, die nacheinander denselben Mann heiraten und von ihm ermordet werden. Sowie die Sage von dem Ritter, der die schönen Mädchen in den Wald lockt und sie dort aufhängt. Als er die Zwölfte zu einem Spaziergang überredete, hielt er im Gebüsch an und bedeutete ihr, die Sterbestunde sei gekommen. Da ihr Flehen umsonst war, bat sie ihn, drei Schreie tun zu dürfen, bevor er sie töte, was er dem Mädchen bewilligte. Sie tat den ersten Schrei nach dem Vater, den zweiten nach der

[1]) Vgl. dazu auch Prof. Dr. S. Singer: Schweizer Märchen, Anfang eines Kommentars zu der veröffentlichten Märchenliteratur. Erste Fortsetzung, Bern, A. Francke, 1906.

Mutter und den dritten nach dem Bruder, der auf der Jagd begriffen, ihre Stimme vernahm und herbeilief. Als er seine Schwester in Todesängsten vor dem fremden Ritter knien sah, schoß er den Mädchenmörder mitten durch den Kopf.

In beiden Sagen fehlt das Motiv von der verbotenen Tür.

Weit verbreitet sind im Wallis die Ruodliebmären, das Griseldis- und das Gargantuamotiv, sowie die Sagen vom jus primae noctis. Hänsel und Gretel, Schneewittchen und die übrigen Königs- und Prinzenmärlein werden ähnlich erzählt wie bei Grimm. Der Aschenbrödel heißt im Wallis ebenso treffend und wohllautend Drächengrudel (Dräche gleich Herd), und bei dem Schneewittchen sind es nicht sieben Zwerge, sondern zwölf Mörder, die im Walde hausen und das Mädchen sorglich behüten.

Stark vertreten sind natürlich auch die Teufels- und Hexengeschichten. Sehr häufig tritt z. B. das Motiv auf, daß sich der Schaden, der einer als Wolf oder Fuchs herumlungernden Hexe zugefügt wird, an ihr zeigt, sobald sie wieder Mensch geworden. Ebenso verbreitet sind die Sagen von Zwergen und Jägern, von Räubern und Mördern, von Quatemberspuk, Gratzügen und verbotenen Tänzen, von Alpungeheuern und heimlichen Schätzen. Überall an Brücken und Kreuzwegen lauern schreckliche Nachtgespenster, vernimmt man unerklärliche Stimmen und Zurufe, erhält man Anzeichen der baldigen Sterbestunde, sieht man leidende Seelen verstorbener Anverwandter, die oft nur für eine Kleinigkeit grausame Strafe ertragen müssen.

In allen möglichen Gestalten geht der Teufel um, treiben Hexen und andere Unholde ihr Unwesen, verzaubern das Vieh, schrecken den einsamen Älpler in der Sennhütte und halten den Hexensabbat ab.

Der Leidenszug, der in vielen dieser Sagen hervortritt, ist stärker betont als sonstwo in einem Land. Das Volk glaubt sich nach allen Seiten von Verboten umringt, deren Überschreitung durch unheimliche Mächte bestraft wird. Düster wie die dunklen schwermütigen Augen der Walliserfrauen sind die Sagen, vom herben Geruch ihrer Alpen und Gletscher, und nur ein Bergland mit ewigem Schnee kann Mythen hervorbringen, wie die Berichte von den büßenden Gletscherseelen, verschütteten Blümlisalpen und den Alpspenden.

Es ist kein Wunder, wenn das fromme Älplervolk die Gletscher, welche der Geheimnisse und wunderlichen Geschehens übervoll sind, mit den Seelen der Abgeschiedenen bevölkert, die sich dort läutern. In den Eisspalten frieren sie, jammern und klagen, Schulter an Schulter gedrängt, und ersehnen das Ende ihres Purgatoriums. Die Hirten erzählen von der schönen Pariserin und von der edlen Mailänderin, die, nur mit dem Hemde bekleidet, nackten Fußes dem Gletscher zupilgerten, um in dem Eise ihre Weltenlust abzubüßen. Sie wissen Kunde von einer schönen Frau, die, auf dem Firne sitzend, bitterlich weinte, weil sie noch neunmal bis an den Hals einfrieren muß, ehe ihre Pein zu Ende geht; von einer Gräfin, die bis an den Hals im Eise wunderschön sang, weil sie ihrer baldigen Erlösung entgegensah. Ein Geistlicher, der mit seinen Schülern den Aletschgletscher überqueren wollte, verhielt plötzlich

den Schritt, und als man ihn fragte, warum er stehen bleibe, erwiderte er, es solle einer um den andern mit dem rechten Fuß auf seinen linken Fuß treten und ihm über die Achsel schauen, und als sie es taten, sahen die Schüler in ein Gewimmel armer Seelen hinein, worauf sie erschrocken kehrt machten, um nie mehr einen Gletscher zu betreten.

Die Vorstellung von den armen Seelen im Gletscher mag wohl mit der Beobachtung zusammenhängen, daß alles Eis sich läutert und klärt und Geröll und Sand als Fremdkörper ausgeschieden werden.

Blümlisalp- oder Paradiessagen kennt man nicht nur in den Alpen, sondern auch in den Pyrenäen, im Kaukasus, in Asien und Amerika, in jedem vergletscherten Hochgebirge. Mancher Schweizergletscher deutet schon in seinem Namen auf die alte Überlieferung hin, wie Vrenelis Gärtli in der Ostschweiz, Blümlisalp im Berner Oberland, der glacier du Zanfleuron im Unterwallis (patois für champ fleuri). Im Wallis allein fand ich über ein halbes Hundert Blümlisalpsagen, und sogar der gewaltige Aletschgletscher soll früher eine blühende Alp und sieben Töchtern und drei Söhnen zu eigen gewesen sein, deren Eltern sich ins Tal hinunter zurückgezogen hatten. Die Alp war von solcher Fruchtbarkeit, daß die Rinder bis an den Bauch im Weidgras sich tummelten und dreimal des Tags gemolken wurden. An einem hohen Feiertag klomm das alte Mütterchen zu ihren Kindern empor, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Ihre Söhne waren dem sträflichsten Übermute ergeben. Die Treppen waren aus Käslaiben erstellt, und auf einem freien Platz kegelten

die Burschen mit Butterballen. Schnöde abgewiesen, begab sie sich zu den Töchtern und bat um eine Tasse Milch. Die Mädchen, wie ihre Brüder, frevlen Belustigungen ergeben, stellten ihr einen Kübel Schotte auf, in den sie Sand gestreut hatten, und strichen ihr Kuhdünger auf das Brot. Da ging die Mutter abseits, hob die Arme zum Himmel und rief Gottes Strafgericht über ihre sündige Nachkommenschaft. Alsbald verdunkelte sich der Himmel zu einem furchtbaren Unwetter, es flockte und stöberte Tage und Wochen lang, der Schnee deckte die Hütten, Menschen und Vieh und alles, alles ein und wandelte die Alp zum Gletscher.

An andern Orten hatte der Senn seine Frau verstoßen und eine Buhle zu sich genommen, oder der Herrgott klopfte bei den reichen, im Überfluß schwelgenden Alplern als Bettler an und wurde allenthalben abgewiesen, worauf der Fluch die Alp unter Schnee- und Felstrümmern begrub.

Auf einen alten Opferbrauch geht wahrscheinlich die Alpspende zurück, die heute noch in drei Tälern des Wallis üblich ist. Im Lötschental wird sie am Ostermontag in Ferden an die Armen ausgeteilt, in Zermatt Mitte Juli und im Turtmanntal am 14. August. Sie bestand gewöhnlich aus den Alperträgnissen eines Tages, nebst Brot und Wein, seit dem Weltkrieg nur noch aus Käse und Quark. Im Lötschental wurde, so erzählt man, das Alpvieh der Gemeinde Ferden Sommer um Sommer von einem Geistersennen gegen den Mutthorngletscher hinaufgetrieben und drei Tage später kehrte die Herde zurück, erschöpft und abgemagert, mit Weizenähren und Rebenlaub in den Klauen. Sie war

also bis in die Weingefilde der Rhone hinabgestiegen. Alle Mittel, den Spuk zu bannen, verschlugen nicht. Als aber die Gemeinde Ferden zu einer alljährlich sich wiederholenden Alpspende entschloß, bekam das Vieh vor dem Geistersennen Ruhe.

In Zermatt und im Turtmanntal wurden Menschen und Tiere von Schlangen geplagt, bis die Alpler sich durch eine Alpspende von dem Gezüchte befreiten.

Im Anschluß daran sei noch das Viehrücken erwähnt, das früher fast auf allen Alpen sich zutrug, auch in andern Ländern, und sogar bei den Schafherden im australischen Busch, wofür ich bis jetzt nirgends eine richtige Erklärung finden konnte. Heute ist das Viehrücken eine seltene Erscheinung geworden und im Wallis nur noch auf der schönen Alp Breitmatten ob Törbel im Vispertal zu beobachten, wo die zweihundert Haupt zählende Herde in einem mauerumschlossenen Pferche ruht. In einer der ersten Nächte werden die Kühe plötzlich unruhig, fahren auf, setzen in wilder Panik über die Mauer und die Stapfhölzer hinweg und sprengen nach allen Richtungen auseinander. Die Hirten jagen dem Vieh nach und treiben es bis zum Morgen wieder ein.

Was hilft es, am Schluß unserer Betrachtungen mit den Folkloristen ins Klagehorn zu stoßen und zu bedauern, daß mit den letzten Geiern, die im Ätherblau ihre Kreise ziehen, auch die Sage schwindet. Manches wertvolle Sagengut ist doch der Nachwelt in den Aufzeichnungen erhalten geblieben, und je tiefer der Mensch in das Hatz- und Hastgewirbel des Lebens hineingerissen wird, desto bedächtiger genießt er die besinnlichen Stun-

den seiner Muße und greift in jungen und alten Tagen gerne ab und zu nach einem Buch, aus dem es wie von kinderfrohem Jugendläuten klingt: es war einmal.

Die Texte zu diesem Bändchen wählte ich einesteils aus Ruppen und Tscheinen, größern Teils aber aus meinen Schriften, und zwar nicht aus den Jugendbüchern, sondern aus den beiden von dem Schweizerischen Verein für Volkskunde herausgegebenen Sagenbänden, die frei sind von jeder Ausschmückung, also ungefähr dem Stenogramm des Nachschreibers entsprechen. Um nicht über den Rahmen der Sammlung von Harry Mayne hinauszutreten, beschränkte ich mich auf das deutsche Wallis.

Texte

Aus „Walliser Sagen" von Tscheinen und Ruppen

Die edle Mailänderin

Auf der Aare-Törbjeralpe nahe der Grimsel begegnete ein Hirt, der ein verlorenes Rind aufsuchte, in der wildesten Gegend, wo nur Gletscher und kahle Felsen zu sehen, bei finsterm Regenwetter, zu seinem großen Erstaunen, einer vornehmen Dame, welche gegen den Gletscher wanderte. Er verdoppelte seine Schritte, um derselben seine Dienste anzubieten, falls sie sich verirrt hätte. Bei seiner Annäherung bemerkte er, daß sie schön, jung und vornehm war, aber was ihm am meisten auffiel, daß sie keine Kopfbedeckung hatte und barfuß einherging. Aus ihren prächtigen Haaren, welche in reichen Locken auf ihre Schultern herabfielen, tröpfelte der Regen, an ihrem Lilienhalse hing eine Goldkette, ihre schlanken Lenden umgab ein kostbarer Gürtel und ihre Arme waren gleichfalls mit goldenen Brasseln geschmückt. An den Fingern ihrer kleinen schneeweißen Hände glänzten Ringe mit Diamanten besetzt. Ihre bloßen Füße, welche von der Kälte und Nässe gerötet waren, schienen so zart zu sein, daß jedes Steinchen selbe hätte verwunden müssen. Mit einer Hand hielt sie züchtig die seidene Schürze empor, um sich den Gang zu erleichtern durch die rauhe Gegend, in der andern führte sie einen langen Reisestock. Sie trat mit ihren delikaten Füßen auf die harten, kalten und nassen Steine so behutsam, daß man

sah, jeder Tritt mache ihr Mühe und verursache ihr Schmerzen. Ihr holdseliges Angesicht trug die Spuren von vielem Weinen, in ihren großen und sanften Augen schimmerten noch frische Tränen und ihre feinen Lippen öffneten sich zu leisen Seufzern und Gebeten. Voll Verwunderung über diese seltsame Erscheinung und von tiefem Mitleiden gerührt, fragte er: „Aber um Gottes Willen, meine schöne, gute Frau, wo wollt Ihr hin bei so harter Witterung und in einer so wilden Gegend? Ihr müßt Euch ganz verirrt haben? Ach daß Gott erbarm! Ihr geht ja barfuß, ohne Hut und Regenschirm, gewiß seid Ihr verunglückt? Oder wo sind denn Eure Bedienten? Habt Ihr keinen Führer mitgenommen? Ihr seid doch nicht zu Fuß bis hier gekommen? Ohne Zweifel seid Ihr nicht ferne von hier vom Pferde gestiegen und habet allein Euch zu weit von Eurer Begleitschaft entfernt und verirrt?"

„Nein, mein guter Junge," erwiderte die Dame mit einer lieblichen Stimme: „Ich habe mich nicht verirrt; ich komme wirklich hierher ohne Begleitschaft, ohne Pferd, ohne Diener, ohne Hut, Schuhe und Regenschirm. Soeben komme ich von einer großen Stadt und glänzendem Palast. Mein Leib liegt noch warm in Mailand auf dem Totenbette, um welchen meine lieben Eltern, als um ihre einzige Tochter, bitterlich weinen und ihn mit ihren Tränen benetzen. Ich bin von Gott verurteilt worden, daß ich in diesem Gletscher abbüßen muß, weil ich bei Lebzeiten fast auf keine Erde getreten, weil ich immer in der Kutsche fuhr, niemals in eine Traufe kam, nie ohne stattliche Begleitung mich vom Hause entfernte, nie einem kalten Lüftchen mich aus-

setzte, keine anständige Freude mir versagen durfte, mich vor aller Anstrengung und Mühe fürchtete, darum bin ich zur Strafe meiner Verzärtlichung verurteilt, in dieser rauhen Wildnis barfuß, in Regen, Kälte und Ungewitter zu wandeln und in diesem Gletscher abzubüßen — dies ist mein Fegfeuer — denn außer dieser Verzärtlichung habe ich keine Sünde begangen." — Bei diesen letzten Worten kam plötzlich ein dichter, finsterer Nebel und kalter Regenschauer daher, welche ihm die liebliche Gestalt aus den Augen nahmen. Als nach wenigen Augenblicken der Regenschauer mit dem dichten Nebel vorüber war und die Gegend wieder etwas sich aufheiterte — da war keine Spur von der schönen Frau mehr zu erblicken. Augenblicklich, aber leider zu spät, fiel ihm ein, Gott habe nicht umsonst es zugelassen, daß sie ihm in so schöner Gestalt erscheinen durfte. Gewiß habe ihr zur völligen Erlösung nur wenig gefehlt; ach, statt der unnützen Fragen hätte er ihr seine Hilfe anbieten sollen, womit er sie erlösen könnte. So laut er vermochte, rief er jetzt in die Gegend, wo sie verschwunden: „Schöne Frau, o saget mir doch, womit kann ich Euch erlösen?" Aber statt einer Antwort kam jedesmal ihm nur ein schwacher Widerhall von seinen letzten Worten zurück; melancholisch rauschte der Bach, dumpf donnerte der Gletscher, bleiche Nebelgestalten stiegen aus den Gletscherspalten auf und nieder — aber von ihr sah und hörte er nichts mehr. — Und so oft ihn später eine wunderbare Sehnsucht bei Nebel und Regen in diese wilde Gegend hinführte und er sich auf die nämliche Stelle setzte, wo die zarten Füße der herrlichen Frau gestanden, sein Angesicht nach der Gegend wandte,

wo sie verschwunden, und die ehemalige liebliche Erscheinung sich recht lebhaft zurückträumte und oft mit lauter Stimme rief: „Schöne Frau, kann ich noch etwas tun, um Euch zu erlösen!“ — so kam immer der gleiche schwache Widerhall von den Felsen zurück, wie ehemals. Oft kamen auch jetzt dichte finstere Nebel mit kaltem Regenschauer an ihm vorüber wie damals; der Talbach rauschte eben so melancholisch und der Gletscher ließ auch jetzt ein dumpfes Donnern hören wie damals; die ganze Gegend war auch jetzt eben so wüst, und aus den Gletscherspalten tauchten auch bleiche und seltsame Nebelgestalten auf und nieder wie damals — aber die holde und schöne Frau sah und hörte er zu seinem größten Leidwesen niemals wieder.

Die Gräfin zu den Tischen

Hoch oben in der Natisseralpe, Lusgen genannt, auf der Grenze des Aletschtales, findet man einen stark zerklüfteten Felsen, der zum Teil in große Platten zerspalten ist. Einige von diesen liegen ziemlich eben und horizontal auf, weswegen man diesen Ort „Z'en-Tischen“ genannt hat. Dort soll, laut einer alten Sage, ein großer Schatz verborgen gewesen sein. Oft solle man, vor untergehender Sonne, auf diesen Platten aufgehäuftes Silbergeräte schimmern und eine vornehme Frau dabei sitzen gesehen haben; doch niemand wagte es, dieser Erscheinung nahezutreten. Einst aber ereignete es sich, daß ein armer Hirte bei Son-

nenuntergang nahe an diesem Orte vorüberging; da sah er die grauen Platten Z'en-Tischen mit schneeweißen Tüchern bedeckt, auf welchen es von aufgehäuften Silbergerätschaften hell schimmerte. Zur Seite erblickte er eine vornehme junge Frauensperson in alter Tracht, welche regungslos, wie ein Leichenstein, neben diesen Kostbarkeiten saß. Ihr Haupt war auf einen Arm gestützt und ihr Angesicht verhüllte sie mit einem weißen Tüchlein, so sie in der Hand hielt. Sie winkte ihm mit der andern Hand, näherzukommen. Obwohl ihn ein unwillkürliches Grauen überlief, so folgte er doch langsam ihrem Winke. Er war ihr schon so nahe, daß er an ihren Fingern, Hals und Brust zahlreiche Edelsteine, in blauem, bald rotem, bald gelbem Lichte, wie Tautropfen auf Blumen an der Morgensonne, blitzen und schimmern sah. Aber wie schöner ihm die Gräfin in ihrer reichen alten Tracht vorkam, wie glänzender die Kostbarkeiten ihm entgegenleuchteten, desto mehr fürchtete ihm; und als er schon so nahe war, daß er die Frage an sie stellen wollte: „Gnädige Gräfin, was ist Euer Begehren?", da fing sein Herz vor Bangigkeit so heftig zu schlagen an, daß ihm die Worte auf den Lippen erstarben; er wandte sich um und nahm eiligst die Flucht. — Eben ging die Sonne unter — da donnerte und krachte es hinter ihm, als wenn ein Berg einstürzte. — So sehr trieb ihn die Furcht, daß er nicht einmal wagte zurückzuschauen. Aber dieser kindischen Furcht folgte auch bald die Reue nach. „Törichter Narr," schlug er sich unmutig an die Stirne, „du hast vor deinem eigenen Glücke die Flucht ergriffen." So machte er sich die bittersten Vorwürfe und brachte eine

schlaflose Nacht zu. „Morgen will ich", so sprach er, über seine kindische Furcht verdrießlich, „meinen Fehler gut machen." Wirklich machte er sich auf, malte sich auf seinem Gang dorthin in seiner Phantasie die gehabte Erscheinung im rosigsten Lichte, und wie er demütig der edlen Frau abbitten wolle, wegen seiner Flucht und Undankbarkeit, wenn sie ihm wieder zuwinke; kurz, er glaubte schon, die Gräfin werde ihn zum Erben ihrer Reichtümer einsetzen. Unter diesem Selbstgespräche neigte sich, wie gestern, die Sonne zum Untergang, und er stand schon nahe am Ort, wo er gestern eine so herrliche Erscheinung gehabt hatte. Heute aber war es anders; er sah nur die zerklüfteten grauen Felsen. Umsonst blieb er einige Zeit, wie im Traume versunken, unbeweglich stehen, als wartete er, daß die Gräfin mit ihren Reichtümern ihm erscheinen sollte. — Alles um ihn war mäuschenstill. — Immer nur die zerspaltenen grauen Platten und keine Erscheinung mehr. — Da schwärmte in den warmen Strahlen der untergehenden Sonne plötzlich ein herrlicher Schmetterling um die Felsentrümmer herum und auf ihn zu. Er wollte ihn fangen; schon glaubte er ihn erhascht zu haben. — Da entschlüpfte er ihm aus der Hand, flog gegen die Felsenspalten zu und verschwand zwischen denselben — eben als die Sonne untersank. Es wehte ihn ein warmer Luftzug an, und es war ihm, als wenn ihm jemand in die Ohren flüsterte: „Du hieltest das Glück schon in der Hand, warum hast ihm den Rücken zugewandt?" Wie oft versuchte er später noch seinen Fehler gut zu machen, sich mit der Zürnenden auszusöhnen und ihr kniefällig Abbitte zu tun. Aber der

ehemalige Günstling war zu sehr in Ungnade bei der edlen Frau gefallen; — weder die Gräfin noch ihre Schätze konnte er jemals wieder sehen.

Schoch, d'Altschmidja spinnt noch

Im Aletschtale, nahe dem Aletschgletscher, soll einst ein vor Alter schwarzes Holzhäuschen gestanden haben, das eine fromme alte Witwe bewohnte. Sie betete viel für die armen Seelen im Aletschgletscher. Wenn sie in den langen Winternächten bei einem Nachtlämpchen am Rocken saß und emsig spann, so betete sie fast beständig für die Verstorbenen; ließ die Hauspforte ungeschlossen, damit die armen Seelen in ihre alte eingeheizte Stube hineinkommen und sich erwärmen könnten. Doch zu diesem Eintritt bedurften sie ihrer Erlaubnis, welche sie ihnen erst erteilte, wenn sie zu Bette ging. Da öffnete sie ein Fenster und rief leise hinaus: „Jetzt — aber mir unschädlich!" ließ noch ein Stümpchen Licht brennen und ging zu Bette. Bald öffnete sich leise die Haus-, dann die Stubentür, wie von einem kühlen Windzuge. Unzählige, kaum hörbare Tritte trippelten und trappelten herein, als wenn viel Volk sich in die Stube und um den warmen Ofen sich drängte. Gegen Betenläuten hörte sie das gleiche Geräusch wieder zur Türe hinaus.

Einst ereignete es sich, daß diese Witwe länger aufblieb als gewöhnlich und eifrig spann; dabei war es draußen sehr kalt. Auf einmal rief es deutlich vor dem Fenster: „Schoch (das will sagen, es macht kalt oder

uns friert's), d'Altschmidja (so hieß das Weib) spinnt noch." „Ich weiß wohl," erwiderte sie, „ich will nur das Löckchen Werg abspinnen." Aber es dauerte nicht lange, da rief es noch stärker: „Schoch, d'Altschmidja spinnt noch!" — Da wurde sie ungeduldig: „Wenn ihr's nicht leiden könnt, bis ich fertig bin, so kommt herein." Sie vergaß aber beizusetzen: „ohne mich zu belästigen." — Da ging die Haus- und Stubentüre wie von einem starken Windstoß auf, und die Tritte der unsichtbaren Abendsitzer wurden so zahlreich und das Herumrauschen dauerte so lange, als wollte es kein Ende nehmen. Aber auch ihr wurde so angstvoll, daß sie vor Hitze zu ersticken vermeinte, und konnte sich nicht vom Rocken entfernen, so gedrängt voll war die Stube von armen Seelen. Sie sah es als eine Strafe an, weil sie die Verstorbenen so lange in der Kälte warten ließ. Künftig wurde sie barmherziger und vorsichtiger. — Als die mitleidige alte Schmidja eben in den letzten Zügen war — und die Krankenwärter zueinander sagten: „Was werden die armen Seelen jetzt rufen, wenn ihre Freundin tot ist?" Da ertönte es in der nächtlichen Stille vor den Fenstern laut: „Schoch, d'Altschmidja lebt noch!" Die Sterbende machte noch Zeichen, daß sie sich freue über diese Stimme, und gab dann ihren Geist auf. Im gleichen Augenblicke sahen die Wächter vor den Fenstern eine starke Helle, und wie sie hinausschauten, sahen sie eine große Prozession brennender Lichter, die von ihrem Haus bis zum Gletscher sich fortbewegten, und wie sie auf selbem angekommen, eines nach dem andern erloschen. „Das sind die armen Seelen," sagten die Wächter zueinander, „mit den Nacht-

lichtern, die sie für selbe brennen ließ; sie begleiten ihre Freundin! — Ja! d'Altschmidja lebt noch!"

Der unglückliche Alpkesseldieb

Zu den Zauber- und Hexenkünsten gehört auch, wie das Volk allgemein glaubt, die Kunst und die Gewalt, die „Diebe zu g'stellen", d. h. selbe so lange mit der gestohlenen Ware festzuhalten, bis sie entweder vom Eigentümer oder dem G'steller selbst wieder frei gemacht werden. Dieses Gewaltmittel gegen diebische Menschen anzuwenden, glaubt aber das Volk unerlaubt, weil es eine Zauberei und für das Leben und die Seligkeit des Diebes, wenn er nicht rechtzeitig wieder erlöst würde, so gefährlich sei, wofür der Diebsg'steller verantwortlich bleibe. Hier eine traurige Sage.

In der Hochalpe „Pointet", der höchsten im Sanetschtale, wurde jeden Winter der große Alpkessel regelmäßig weggestohlen. Das war für die Senntumsgeteiler zu schwerer Verlust, die darum dem neugewählten Alpenvogte befahlen, weil alle andern Vorkehrungen nichts halfen, den neu wieder angeschafften Alpkessel aus der Hütte fortzutragen und sonst irgendwo in Sicherheit zu bringen.

Dem Angestellten fiel dieser Auftrag schwer; er war darum sehr zufrieden, als ein alter Soldat, der weit durch die Welt gekommen, versprach, ihm ein Mittel anzugeben, das nicht nur den Alpkessel sichere, aber noch dazu ihm unfehlbar den Dieb in die Hände spielen werde. Nur müsse er fleißig nachschauen, damit der Schelm nicht gar zu lange auf ihn warten müsse.

Unser Alpvogt wandte das vorgeschriebene Mittel an und sah fleißig nach, ob's vom Diebe nichts zu merken gebe. Lange hatten seine Nachforschungen keinen Erfolg. Da fiel auf einmal schlechtes Wetter ein und klafterhafter Schnee schnitt jeden Zutritt zur Alpe für Monate ab.

Als der Schnee so weit sich zurückgezogen, daß die Ersteigung der Alpe wieder möglich wurde, eilte unser Alpenvogt auch gleich hinauf, um zu erfahren, ob der Alpkessel wieder gestohlen sei. — Und sieh! schon aus der Ferne bemerkte er die Alphüttentüre offen, und mit Erstaunen gewahrte er auch bald einen Mann in derselben stehen. Er fand den Dieb wirklich mit dem Alpkessel auf dem Rücken, eben im Begriffe, über die Türschwelle hinauszutreten, aber tot und halb vermodert, der gleich zu Boden sank, sobald er mit der Hand den Alpkessel anrührte. Der Unglückliche hatte in der Stellung sterben müssen, weil er gebannt zu lange nicht erlöst werden konnte.

Die gleiche Sage wird in deutschen Bezirken des Wallis erzählt, nur läßt man da nicht den Alpkessel, wohl aber den Alpkäs stehlen und den Toten eine schwere Bürde Käs auf dem Rücken in der Türschwelle halten.

Der betrogene Fuchs

Die Schlauheit des Fuchses ist sprichwörtlich. Daß der Fuchs wirklich verschmitzt und tückisch sei, hat schon mancher Jäger erfahren. Bei Tag wird er nur geschossen, wenn er unerwartet überfallen wird. Läßt der Jäger sich daran, in frischem Schnee seine Spuren

zu verfolgen, so treibt der Fuchs seine lustigen Streiche. Er eilt gemessen voran, um gerade außer Schußweite zu sein. Hat er zu viel Vorsprung, so hockt er gemütlich ab, stützt sich auf die Vorderfüße und schaut spöttisch zum langsamen Jäger zurück, ob dieser nicht bald folge. So geht's lange hin und her und auf und ab, und am Ende wird's nicht fehlen, der Jäger ist auf die gleiche Stelle zurückgeführt, die er am Anfange verlassen, um den Rundgang noch einmal anzufangen, wenn er Lust hat.

Mancherorts ist's aber Mode, den Füchsen bei Nacht aufzulauern. Man lockt sie mit dargebotener Speise (Fuchsbeize) auf schickliche Stellen heran, um aus verborgenen Gucklöchern heraus auf sie zu schießen. Auch richtet man ihnen Fallen, bei denen aber kein Eisen sein darf. Eben bei der Nacht ist es aber, wo der Fuchs seine große Verschmitztheit beurkundet; er scheint ohnehin zu Nachtbubenstücken geschaffen und abgerichtet. Sehr schlau weiß er jede Gefahr zu wittern. Zu seinen Nachtwanderungen benützt er gerne die Wege und Stege der Menschen; begegnet ihm ein Unbewaffneter — er weiß es zuverlässig —, so lenkt er kaum mehr ab, als etwa ein grobbeschuhter Stallknecht einer vornehmen Dame, die mit mächtiger Krinoline die Gassen wischt, auf dem Trottoir auszuweichen pflegt. Das gebotene Futter (Fleischabfälle) schnappt er regelmäßig weg — (man hat's gerne, wenn sich der Fuchs daran gewöhnt) —, so oft der Jäger nicht auf der Warte ist; paßt er aber am Guckloch, so kommt er nicht. — Man täuscht den Fuchs damit, daß sich der Jäger auf einem Schlitten zur Warte hinführen läßt; wenn er nämlich

merkt, daß alle Personen, die zugegangen, auch wieder fortgegangen, so glaubt er sich sicher.

Bei solcher Nachtjagd unterliegt der gute Jäger — das kann man sich leicht vorstellen — manchen Täuschungen, die seinem Glauben an Hexen und Zaubereien neue Nahrung geben. — So wird z. B. erzählt, einem Mann, der dem Fuchs in der Nacht auflauerte, erschien dieser regelmäßig, machte aber demselben so sonderbare Spiele und Gauklereien, daß er nie zum Schuß kommen konnte. Darüber ungeduldig, begann er Hexerei zu vermuten; er ließ darum sein Pulver bei den Jesuiten in Brig segnen und war entschlossen, fürderhin ohne weiteres loszufeuern. Er tat's; der neckische Fuchs verschwand auch gleich aus seinen Augen. Als der Tag angebrochen, zeigten Blutspuren, daß sein Schuß getroffen hatte. Er verfolgte diese Spuren, die ihn durch die gewöhnlichen Straßen berghinab zu Tal, über die Rhone hinüber und wieder bergauf zu einem Hause führten, wo ein der Hexerei verdächtiges Weib wohnte. Vor dem Hause traf er zufällig ein Kind an, welches auf die Frage, ob die Mutter zu Hause sei, antwortete, sie sei soeben krank nach Hause gekommen; sie habe an der Seite Stiche bekommen und blute stark an einem Fuße. — Erstaunt und doch zufrieden, den neckenden Fuchs einmal betrogen und erwischt zu haben, kehrt unser Jäger nach Hause zurück. — Er starb 1811.

Das herzhafte Weib

Es war einmal eine brave Frau an einen Stridel verheiratet. Sie wußte es nicht und handelte

darum in guten Treuen. Eines Tages mähete ihr Mann in einer etwas entlegenen Wiese. Das Weib trug ihm das Essen nach und nahm die Heimziege mit. Während dem Essen betrachtete der Mann mit gierigen Augen die munter grasende Ziege; besonders schien ihm das hängende, schöne, volle Euter sehr zu gefallen. Er sprach darum zum Weibe: „Aber, wenn ein Wolf käme, und uns die Ziege fräße, was würdest du wohl sagen?“ Das Weib lachte: „Ein Wolf kann jetzt mitten im Sommer hier in diese Wiesen, wo ringsum so viele Leute sind, nicht kommen und unsere Ziege nicht anpacken.“ — „Ha! aber wenn es doch wäre?“ fuhr der Mann fort. „Schweig mir von einem Wolf,“ sprach das Weib unwillig, „davon mag ich eben nichts hören.“ — Und der Mann schwieg; ging aber in ein nahes Gebüsch, setzte sich das Sacktuch als Schwanz an und kam als Wolf zurück, gierig auf die schöne Ziege losspringend. Das gute Weib erschrak heftig; besann sich aber gleich wieder. Im Flug ergriff es die Sense und damit auf den Wolf los, der bald, am Fuß schwer verletzt, heulend und blutend sich zurückzog und sich nicht wieder sehen ließ. — Lange wartete die Hausfrau mit Ungeduld auf die Rückkehr ihres Mannes, weil so nur der Tag, nicht aber die Arbeit vorwärts kam. Endlich mußte sie doch allein mit der Ziege heim. Mit Staunen fand sie schon auf der Haustreppe Blut, und Blutspuren bis zum Bette, wo sie ihren Mann schwer verwundet antraf. Dieser offenbarte ihr nun das Geheimnis und sein selbst verschuldetes Leiden. — Das Weib wollte sich aber mit solchen Hexereien nicht befreunden und verklagte ihren Mann bei der Obrigkeit

als einen Stribel. Als solcher mußte dieser auch bald sein Hexenhandwerk auf dem Scheiterhaufen enden.

Der Gratzug

Von „Gratzug" und „Synagog" hörte man die Leute wohl in allen Gemeinden des deutschen Wallis erzählen. — Unter Gratzug versteht man Gänge, Wege, Straßen oder besser Züge, durch welche die Abgestorbenen in den Gebirgen oder auf dem Lande herumwandern; sie bilden gewöhnlich große Karawanen und lange Züge. Synagog aber nennt man die Züge, Fahrten und Versammlungen des Hexenvolkes, in denen der Satan den Vorsitz führt; sie verraten sich nicht selten, so meint man, durch ein dumpfes Summen, Trommeln, Pfeifen und allerhand hohltönendes Musikgetöse. Wer von ungefähr in solche Geister-Züge gerät oder sich irgendwie von selben überraschen läßt, der kommt oder fällt in den „Gratzug" und wird krank, sei es am ganzen Leibe oder nur an einzelnen Gliedern, und zwar oft sehr bösartig, daß er lange zu leiden hat und manchmal gar verkrüppelt. Ist die Krankheit nicht so bös und in etwa zweimal vierundzwanzig Stunden völlig vorüber, so sagt man von dem Leidenden, er sei nur „in Winne" (Winna) gekommen.

So lautet im allgemeinen der Volksglaube, der durch stets erneuerte Vorfälle immer neue Nahrung erhält. Wenn Menschen fürchten, erschrecken oder sich unvorsichtig erkälten, so werden sie oft krank, weil sich dabei das Blut mehr oder weniger zersetzt und durch kleine Hautausschläge oder gar durch Lähmung einzelner Glieder wieder reinigt. Solche Ausschläge erscheinen

gewöhnlich am Munde; darum nennt man sie auch Merkmale des „Totenkusses“, als wenn die Geister ihn geküßt hätten. — Solange also die Leute nicht frei sind vor Erkältung, Furcht und Schrecken, wird es immerdar solche geben, die in „Winna“ oder in den „Gratzug“ kommen.

Die gewöhnlichen Gänge und Wege, welche die unsichtbaren Toten durchwandern, werden mancherorts genau bezeichnet. Der Glaube setzt sie meistenteils in die Hochalpen, wo diese Weglein von Berg zu Berg und von Alpe zu Alpe gehen. Sie heißen „der Tschingelweg“, von dem man glaubt, er führe durch neunundneunzig Alpstafel. — Wenn sich die Geisterwege kreuzen, so nennt man dieses eine „Kreuzstraße“, und diejenigen, die in eine solche gelangen, erhalten aus dem Toten- und Geisterreiche außerordentliche Kenntnisse und wissen, nach dem Volksglauben, dann etwas mehr als nur Brot zu essen.

Von den Zügen der Abgestorbenen, die eilenden Schrittes dahineilen, wird unter dem Volke oft und viel erzählt. — „Die Toten reiten schnell“ ist ein weitverbreitetes Sprichwort. Es gibt Leute, die mehr als gewöhnliche Menschen sehen wollen, darum behaupten, sie hätten die wandernden Toten manchmal wahrgenommen. Diese treten da auf in den Kleidern, wie sie zu Grabe getragen wurden, oder, was noch häufiger der Fall sein soll, im Gewande, welches zu ihrem Troste den Wächtern oder den Armen ausgeteilt worden war. Ein frommer Gebrauch fordert darum, eine vollständige Kleidung vom Verstorbenen den Armen zu schenken; diese Kleidung wird „Godwad“ oder „Gottwand“ ge-

heißen. Man will Verstorbene gesehen haben, denen bald dieses, bald jenes Kleidungsstück fehlt. So mußte einer barfuß laufen, hatte aber dafür mühsam zwei Röcke fortzuschleppen, weil statt der Schuhe ein Tschope gegeben wurde — und eine Weibsperson trug als Kopfbedeckung eine „Balle Anken", weil statt des Hutes Butter geschenkt wurde. In Visperterminen wurde ein Verstorbener gesehen, dem am weißen Kleide der Gürtel fehlte, und so den Vorauseilenden nur mühsam und schweißtriefend folgen konnte, weil er das lose Kleid immer mit den Händen emporhalten mußte. Mitleidig reichte der Lebende dem Toten seine Halsbinde dar und half ihm selbe um den Leib schlagen. Dankend entfernte sich der Tote eiligsten Schrittes mit der Bemerkung, er werde erst auf dem neunundneunzigsten Friedhofe die Vorausgegangenen wieder einholen können. Im Natersberge soll ein Alphäuschen gerade am Rande einer Totenstraße stehen. Eines Abends ließ der Hausvater ein großes Stück Brennholz in der Straße liegen, weil er sich zum Aufspalten verspätet hatte. Um Mitternacht klopfte es kräftig an die Haustüre und ihm ward ernstlich geboten, wenn er sein Häuschen noch retten wolle, doch gleich die Straße zu öffnen, denn der Totenzug rücke heran. In aller Eile folgte der Erschrockene, und — als der erste Tote anlangte, hatte er zwar den Totz fortgeschafft, sein Fuß aber verspätete sich und wurde vom Zuge noch an der Ferse erreicht, die bedenklich krank wurde. — Auch der Mann in Visperterminen, welcher den Toten ohne den Weißkleidgürtel gesehen, wurde aus dem Schlafe geweckt, um das „Lauberwegli" für den Totenzug freizumachen,

in welchem er einen Baumstamm hatte liegen lassen. — Auf dem Aletschbort in der Lusgeralpe stand eine Hütte mitten in einer Geisterstraße; Fenster und Hintertüre wurden immer offen gefunden, so oft man sie auch wieder schließen mochte, weil die Toten durchzogen. Deswegen hob man die Hütte ab und stellte sie am „Roßwang" in der Belalpe auf, wo sie noch steht.

Auf der „Egge" am Jungen, in St. Niklaus, hört man in der Herbstquatemberwoche den Totenzug oder die Synagog mit deutlichem Musiktönen und starkem Trommeln vorüberziehen, so daß selbst die nahen Felsen widerhallen. — Wer's nicht glauben will, solle hingehen und es selbst hören, heißt es da.

Auch im Eringertal wird viel von Gratzug, Synagog und Totenprozessionen erzählt. Wer diesen etwa begegnet, muß sich schnell in den Schatten eines Baumes stellen, sonst würde er von den Toten in Stücke zersägt werden. — In einer Alpe von Hérémence ist ein Brünnlein mit gutem Trinkwasser und heißt: „Totenbrunnen — Fontaine des morts". Bei diesem Brunnen führt ein schlechtes Weglein vorüber, welches „Totenstraße — chemin des morts" heißt, von den Gebirgen des Nenda-Berges herkommt und durch das Hérémence-Tal nach Augsttal führt, wo es jetzt freilich von mächtigen Gletschern abgebrochen ist. — Jeder, der an diesem Totenbrunnen Wasser trinkt, soll, so glauben's die Leute, ein hölzernes Kreuzlein neben dem Brunnen ins Land stecken; darum findet man solche, besonders im Herbst, ehe der schwere Winterschnee sie wieder zugrunde richtet, stets viele aufgesteckt am Totenbrunnen bei der Totenstraße im Hérémence-Tal.

Texte

Aus „Sagen aus dem Unterwallis“ von J. Jegerlehner

Die Butterkegel von Catogne

Die Catogne ist heute eine Wüste, war aber früher eine schöne Alp. Die Sennen waren durch den Wohlstand hochmütig und verschwenderisch, gegen die Armen aber hartherzig geworden. Die Bettler wurden stets abgewiesen und doch kegelten die Sennen mit Butterballen. Der Herrgott wurde müde, diesem Mißbrauch zuzusehen, verkleidete sich als Bettler und kam, das Almosen zu verlangen. Doch er erhielt nichts und wurde obendrein verspottet. Da gab er sich zu erkennen und sagte, daß die Züchtigung nahe sei, ja, daß er sie mit sich bringe. Einem der Knechte, namens Gideon, der sich mitleidig erwiesen, riet er, nicht rückwärts zu schauen, was sich auch ereignen werde. Nun entstand ein schreckliches Gewitter, der ganze Berg stürzte nieder und deckte die Alp zu. Dem Knecht Gideon kam zu Sinne, daß er seine Gabel vergessen hatte. Er warf einen Blick zurück und sah Hirten, Vieh und Hütten in einem Staub- und Steinwirbel versinken, gleichzeitig aber drehte ihm ein Blitz den Gabelzinken ins Auge. Die Alp wurde in eine steile dürre Halde verwandelt, wie man sie heute sieht.

Um einen Ofen voll Brot

Der arme Christoph, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, war eine Wette eingegangen. Mitten

im Winter wollte er auf die Alp Louvie steigen und aus dem Speicher drei kleine Werkzeuge, die die Alpsennen zur Käsebereitung gebrauchen, zur Mitternachtszeit holen. Die Wette galt einen Ofen voll Brot. Christoph wußte, daß die Alp zur Winterszeit von den Geistern bewohnt wird, drum suchte er in Fionnay zuerst den Pierre des Têtes auf, um sich bei ihm gute Ratschläge zu holen. Als er an die Türe des Eremiten klopfte, tönte es heraus: „Im Namen Gottes, wer ist da?" Er klopfte nochmals und wieder dieselbe Antwort. Beim drittenmal rief der Eremite: „Wer Ihr auch seid, im Namen Gottes tretet ein!" Christoph trat ein und sagte, warum er gekommen sei. Der Eremite überreichte ihm eine kleine Laterne, ein Gartenmesser und ein kleines Beil und ermahnte ihn, nie zurückzublicken und keck seiner Wege zu gehen. Im Zickzack stieg Christoph durch die vom Schein der Laterne erhellte Schneefläche und gelangte nach mühsamer Wanderung zum Speicher. Er öffnete die Türe und leuchtete hinein. Da lag das Werkzeug, das er nötig hatte, auf dem Gestell. In demselben Moment begann der Käsekessel, der in einer Ecke hing, zu schüttern wie eine Glocke, dann ertönte der erste Schlag der mitternächtigen Stunde. Sogleich begann das Gestell auf seinem einzigen Fuß mit schwindelnder Schnelligkeit sich zu drehen, indessen die andern Schläge in regelrechten Abständen vom Kessel her ertönten. Beim zwölften Schlag ging auf dem Dach des Speichers der Spektakel los. Auf den Schieferplatten wurde herumgehüpft und getanzt, als ob tausend Riesenratten darüber hinwegraschelten. Aus dem Höllenlärm heraus hörte er

eine Stimme: „Apille-ou! Apille-ou!“ (Pack ihn!). Dann eine andere: „Yo poué pas! Yo poué pas!“ (Ich kann nicht!). Christoph behielt kaltes Blut, und es gelang ihm, das Werkzeug, alle drei Stück, nach und nach zu erhaschen. Dann stürzte er aus der Hütte und eilte abwärts ins Tal. Aber die Teufelchen, die an den verschiedenen Stellen des Gebirges Posten standen, riefen sich über die Abgründe zu: „Apille-ou! Apille-ou!“ „Yo poué pas! Yo poué pas!“ Als er den Fuß außerhalb der Alpgrenze von Louvie setzte, rief der letzte Posten in höllischem Lachen: „Pardié! Est tot cosu de fils d'Aguieta!“ Das Kleid, das Christoph trug, war mit geweihtem Faden genäht, und so konnten ihm die bösen Geister nicht schaden. Einige Minuten später langte er wohlbehalten beim Eremiten an, trotz der großen Kälte in Schweiß gebadet, die Haare weiß wie Schnee und die Kinnlade starr. Er hatte seinen Ofen voll Brot gewonnen.

Der Graben von Leytron

In früherer Zeit geschah es, daß die Teufel in die Ebene, die Saillon von Leytron trennt, einen Teil des Berghanges hinunterstürzten. Auf diesem kleinen niedergeworfenen Berge steht heute das Dorf Montagnon. Von nun an verstrich kein Jahr, ohne daß die bösen Geister auf der Seite von Ardeva nicht eine Steinlawine gelöst hätten. Der schöne Rasen des Berges wurde zerrissen und auf die Felder und Weingärten geschüttet. Die Bevölkerung geriet in Angst und wußte nicht mehr wo aus und ein. Da lebte nun

in Leytron ein Pfarrer, namens Maret, der mehr konnte als Brot essen und Messe lesen. Man sandte den Gemeindevorstand zu ihm, um ihn zu bitten, so bald als möglich hinaufzusteigen und die Teufel in ihrem bösen Werke zu beschwören. „Ich werde noch heute Abend hingehen," gab der Pfarrer zur Antwort, „geht nach Hause und betet!" Nach 10 Uhr abends stieg er, mit dem Weihwasserkessel und dem Wedel versehen, hinauf, um zur mitternächtigen Stunde oben zu sein. Die Teufel wollten grad ihr Werk beginnen, als er oben anlangte.

„Was nützt dir dein geweihtes Wasser!" tönte ihm plötzlich wie aus einer Höhle eine Stimme entgegen. „Dieser Ort ist unser, entferne dich von hier!"

„Im Namen des Allerheiligsten," erwiderte der Pfarrer, „der euch zu ewiger Pein verdammt hat mit eurem Vater Luzifer, befehle ich euch zu fliehen und nie mehr die Stille dieses Ortes zu stören!"

„Wer andere bannen will, muß nicht selber Dreck am Stecken haben," rief jetzt eine Stimme, und als er näher schaute, gewahrte er einen riesigen Steinbock, der die Pfeife rauchte.

„Was für Dreck, erkläre dich!" sagte der Pfarrer.

„Nun, hast du nicht die Gewohnheit, einige Gläser Wein zu trinken, bevor du dein schändliches Amt beginnst?"

„Die Gemeindebenefizien gewähren mir das Recht, mich auf meinen Amtsgängen eines Pferdes zu bedienen, aber ich gehe zu Fuß und finde, es belaste die Gemeinde weniger, wenn ich mir dafür ein Glas Wein gönne!"

Der rauchende Steinbock mußte vor Wut niesen und schwieg.

Da fragte eine andere Stimme, die von einem mächtigen Vampyr zu kommen schien, der im Wipfel eines Baumes saß: „Hast du nicht einen Zipfel Wurst gegessen am Morgen des Aschermittwochs, als du von deinem Gang zum Sterbebette heimkehrtest?"

„Nein," erwiderte der Priester kaltblütig, „das war am Vorabend von Karneval!"

Da rollte eine Riesenschlange hervor, schwarz und weiß gekringelt, die ihn mit zischender Stimme anschnob. „Hast du die letzte Nacht nicht bei der Witwe Produit zugebracht?"

„Ich war bei ihr, um ihr eine Wunde zu verbinden, wie es Pflicht eines Priesters ist, der sich nicht jeden Klatsches achtet!"

So zogen eine Menge der ungeheuerlichsten Gestalten an ihm vorüber und richteten ihre Fragen an ihn, die er aber mit seinen Antworten alle kalt stellte. Der letzte der bösen Geister hatte Menschengestalt, war ohne Kopf und mit einem Kuhschwanz versehen. Er stellte an ihn die Frage: „Wenn du jeweilen im Herbst nach Montagnon hinaufsteigst, um gegen uns eine Messe zu lesen, pflückst du nicht von Zeit zu Zeit in den Reben eine Traube?"

„Gewiß," sagte der Pfarrer, „aber ich habe es immer nur zu meiner Erfrischung getan. Um St. Moritz herum macht es heiß am Fuß des Berges." Da begannen die Teufel eben ein Triumphgeheul, als der Pfarrer rasch hinzufügte: „Ich habe selbst gestern Abend eine Traube gepflückt, die der Scheere des Win-

zers entgangen ist, aber geht und schaut selbst, ich habe einen Batzen auf den Stein gelegt!"

Die Teufel waren von seiner Unschuld überzeugt und sagten: „Wir werden abreisen; da es der Allmächtige durch deinen Mund verkündigt, bestimme uns den Ort, wohin wir uns wenden sollen."

„Geht in die Steinhalden des Bagnestales," bestimmte der Priester, „dort könnt ihr niemand Schaden zufügen!"

„Nun aber noch eines," sagten die Geister, „das ist unser Recht. Niemals darf in Leytron in drei Häusern zugleich Butter bereitet werden, niemals dürfen drei Haushaltungen gleichzeitig das Brot kneten, und niemals dürfen in derselben Nacht gleichzeitig drei Frauen befruchtet werden. Verkünde es laut von der Kanzel herab, denn wenn diese Bedingungen nicht erfüllt werden, so haben wir das Recht, hieher zurückzukehren!"

So herrscht noch heute in Leytron die Sitte, daß nie drei Familien gleichzeitig Butter und Brot bereiten dürfen. Ob das dritte innegehalten wurde, weiß man nicht, aber jedenfalls, denn die Teufel sind seitdem nie mehr in den Graben von Leytron zurückgekehrt.

Jean Guidon

Im Val d'Hérens, an der Stelle des Waldes oberhalb Villa, soll früher eine schöne Alp gestanden haben, auf der Jean Guidon mit noch sechs andern als Senne gewirtschaftet hatte. In einer finstern Nacht verließ Pierre, der kleine Kuhhirt, das Herdfeuer, um

die Stallrunde vorzunehmen. Als er wieder gegen die Sennhütte zulenkte, schreckte ihn ein Gebrüll auf, das eine unförmliche, einem Rinde ähnliche Gestalt ausstieß, die sich ihm näherte. „Beim Namen Gottes," ruft Peter, „wer bist du? Kommst du mir zu schaden oder nicht?" Das Gespenst rückt lautlos vorwärts. Peter ruft ein zweites und drittes Mal an, doch umsonst. Da packt er seine schwere Peitsche und schlägt das Unwesen mit drei Streichen nieder. Da ist ihm, als ob er ein Rind erschlagen habe. Totenblaß kehrt er in die Hütte zurück, setzt sich stillschweigend ans Feuer und merkt nicht, daß einer der Gefährten fehlt. „Was ist dir?" fragen die Sennen den immer blässer werdenden Burschen, indem sie tun, als ob sie den Sachverhalt nicht wüßten. Peter erzählt seine Begegnung mit dem Ungeheuer, dem er den Kopf zerschmettert. „Er ist also tot, Jean Guidon ist tot!" riefen die Sennen voller Schrecken. „Er hat sich in die Haut eines Rindes gesteckt und ist ausgegangen, dich zu erschrecken." Sogleich erheben sie sich und eilen zur Unglücksstätte. Sie versuchen die Rindshaut abzustreifen, aber sie war mit dem Leibe verwachsen, und dieser lag da, schwer wie ein Felsblock, so daß sie ihn nicht von der Stelle brachten. Entsetzt schlichen sich die Sennen zum Herdfeuer zurück und baten Gott, sie vor weiterm Ungemach zu schützen. Bei Tagesanbruch entschieden sie sich, Peter zum Bischof von Sitten zu senden, um dort zu erfragen, wie man Jean Guidon bestatten solle. Gesagt, getan.

Der Bischof hörte die Erzählung Peters an und gab ihm den Bescheid: „Da er als Tier erschienen und als Tier gestorben ist, so soll er auch wie ein Tier begra-

den werden. Legt Steine auf den Körper, damit die Sonne den Mann nie mehr bescheine, der auf den Namen Gottes nicht geantwortet hat." Peter brachte den Entscheid des Bischofs auf die Alp. Als sich der Steinhaufen über dem Toten wölbte, versank die ganze Masse in den Boden, und statt eines Hügels bezeichnet ein Einsturz das Grab Jean Gudons. Die Bäume ringsherum sind groß geworden und die Leute wagen nicht, Hand an diese hundertjährigen Lärchenstämme anzulegen, die treu dem Gebot des Herrn verhindern, daß die Sonne die Totenstätte desjenigen beleuchte, der auf den göttlichen Anruf nicht geantwortet hat.

Die Gletscherjungfrau und das erlösende Arvenkorn

Ein Pfarrer war im Begriff, die Arpitteta-Alp einzusegnen. Als er den Durandgletscher durchquerte, erblickte er auf demselben eine schöne Jungfrau, die fröhliche Lieder sang. „Warum bist du so lustig?" rief er ihr zu. „Weil ich meiner baldigen Befreiung aus dem Purgatorium entgegensehe. Soeben entsproß ein Arvensamen, daraus wird ein Baum erstehen, aus diesem eine Wiege. In diese Wiege werden sie ein Kind legen, das zum Priester aufwachsen und für meine Befreiung aus der Gletscherspalte beten wird!" (Zinal.)

Die zauberhafte Holzfuhr

Ein armer Schlucker hätte gerne einen Stall gebaut, doch fehlten ihm dazu die Mittel. Er ging

zu einer alten Frau, die als Hexe verschrieen war, und frug sie um Rat. Sie versprach ihm, das Holz herbeizuschaffen. „Wenn ich dafür meine Seele hergeben soll, so will ich lieber nichts davon," meinte der Arme. „Was fällt dir ein," entgegnete die Hexe, „höre, ich werde dir, wenn das Holz anlangt, Anzeige machen, worauf du nur drei Scheffel Roggen als Belohnung bereithalten wirst; du sollst aber hübsch im Hause bleiben, nicht hinausgucken und das Getreide zum Fenster hinauswerfen!" Nach einiger Zeit wurde er von der baldigen Ankunft des Holzes benachrichtigt. Er schüttelte rasch drei Scheffel Roggen auf, nahm noch ein bißchen dazu, um ja voll ausmessen zu können und begab sich ins Haus. Bald hörte er draußen ein sturmartiges Brausen und Sausen. Ein ganzer Wald kam vor sein Haus geflogen. Stimmen wurden laut: „Gib uns den Lohn, das Holz ist da." Er warf den Roggen hinaus. „Noch mehr, noch mehr," tönte es heiser, „noch hat nicht jeder von uns ein Korn." Er warf den Rest hinaus und stellte sich dann vor die Tür. Ein haushoher Haufen der schönsten Tannen lag vor ihm aufgeschichtet, und jetzt konnte er den Stall in Angriff nehmen. (Zinal.)

Texte

Aus „Sagen und Märchen aus dem Oberwallis"
von J. Jegerlehner

Das Zwerglein Türliwirli

Ein Oberemser Bursche heiratete das Türliwirli, die Tochter eines Zwerges. Die Frau bat ihn eines Tages, er möchte ihr versprechen, sie nie beim Namen zu nennen, was er auch gelobte. Im Juni ging er ins Alpwerk, und als er spät abends nach Hause kam, sagte ihm die Frau, heut hätte sie böse Zeit gehabt, denn diese Nacht werde es gefrieren, und da hätte sie das grüne Korn geschnitten und zwischen Tannenreiser gelegt. Der Mann fuhr auf und rief: „Du vermaledeites Türliwirli," doch kaum hatte er das gesagt, war sie zur Türe hinaus und verschwunden. In der Nacht gefror es, und die Saaten der Nachbarsleute gingen zugrunde.

Der Mann hatte drei Kinder, die er zu Hause ließ, wenn er auf die Arbeit ging. Da kam denn jeden Morgen die Mutter, wusch und kämmte sie, so daß der Vater, wenn er heimkehrte, die Stube aufgeräumt fand und die Kinder gewaschen und ordentlich angezogen. Da fragte er, wer das tue, er habe doch das Haus geschlossen und den Schlüssel versteckt. Die Kinder riefen, die Mutter sei gekommen und hätte das alles besorgt. Der Vater hatte ein großes Verlangen nach seinem Weibe, und er hätte ihr gerne Abbitte geleistet, wenn sie sich nur gezeigt hätte. So sagte er den Kindern, sie sollten doch die Mutter fragen, wie sie es nur anstelle, ins verschlossene Haus zu kommen.

Als die Kinder die Mutter darum befragten, erwiderte sie, sie wisse doch schon, wo der Schlüssel stecke. Der unglückliche Vater bat nun einen Freund, aufzupassen, und wenn die Frau ins Haus trete, die Türe zu schließen und ihn zu rufen. Das geschah auch, und freudig eilte der Vater ins Haus und bat die Frau um Verzeihung. Nun lebten sie noch manche Jahre glücklich zusammen. (Ems)

Der Geißbub im Illgraben

Im Illgraben büßen die bösen Seelen der Verstorbenen. Ein Geißbub hatte eine Ziege verloren. Da der Eigentümer böse ward, ging der Bub in der Nacht noch auf die Suche, rief und lockte, aber sie antwortete nicht. Er kam zum Illgraben, und auf einmal befand er sich vor einer großen Pforte, die er noch nie gesehen. Er klopfte an, und die Tür flog auf. Er trat über die Schwelle und befand sich in einer saalähnlichen großen Küche, wo viele Mägde hantierten und den Pfannen die herrlichsten Wohlgerüche entstiegen, so daß ihm das Wasser im Munde zusammenlief und er sagte: „O, wie schön ist es hier, könnte ich nur hierbleiben!" Man wies ihn aber zu einer zweiten Tür, wo er wieder anklopfte und einen weiten Saal betrat. Darin sah er viele Herren, die an einem langen Tische schrieben, und längs den Wänden standen die schönsten Betten, die er je gesehen. „In einem solch schönen Bett möchte ich auch schlafen," rief der Geißbub und sperrte die Augen auf. Da wandte sich der eine der Herren zu ihm und sprach mit matter Stimme: „Ja, halte nur die

Hand unter die Decke, dann wirst du sehen, wie schön es da drin zu schlafen ist!" Ein anderer aber rief: „Nein, tue es nicht, du bist ein armer, unschuldiger Geißbub, der die verlorene Ziege sucht, probiere es nicht, du würdest dir sonst die Hand verbrennen; stecke nur die Eisenspitze deines Stockes hinein!" Der Bub näherte sich einem Bette und langte mit dem Stock unter die Decke. Als er ihn herauszog, war das Eisen glühend und der Stock fing an zu brennen. Da wurde ihm angst und bange, er wandte sich weg und machte, daß er so schnell wie möglich hinauskam. Im Vorbeigehen sah er, wie die Mägde das Essen auftrugen, und er hörte, wie das klang und tönte, als ob alles auf Gold und Silber serviert würde. Als er draußen war und die Türen sich hinter ihm schlossen, ging ein Gebrüll und ein Gewimmer an, daß ihn schauderte, wie wenn er unter dem Gletscher stände und das kalte Wasser über ihn flösse. (Ems)

Das Meßamt auf der Hungerlialp

Dem Pfarrer in Leuk, wohin die ganze Talschaft Turtmann kirchlich früher gehörte, war es aufgefallen, daß die Sennenfamilie der Hungerlialp nie zur Messe kam. Da entschloß er sich, hinaufzusteigen und die Saumseligen zur Rede zu stellen.

Bei den Alphütten fand er nur die Kinder zu Hause, und als er sie fragte, wo die Eltern seien, antworteten sie „zur Messe!" und wiesen gegen den Wald hin.

„Was, zur Messe? wo weder Kapelle noch Kirche

steht," dachte der Pfarrer für sich. Nach einer Weile erschienen die Eltern und gaben dem Pfarrer auf sein Befragen, woher sie jetzt kämen, den Bescheid, sie wären zum Amte (Gottesdienst) gegangen. Der Geistliche schüttelte den Kopf über die sonderbaren Leute. Als sie sich zu Tische setzten, fand er, sie hätten nur wenig gekocht, aber obschon alle mit großem Appetit aßen und satt wurden, blieb doch zuletzt noch viel übrig. Nach dem Essen nahm der Senn den Priester bei der Hand und sagte, er wolle ihn zur Messe führen. Nach kurzer Wanderung erreichten sie einen einsamen Ort. Auf dem freien Platze stand ein großer, in der Mitte ausgehöhlter Stein mit Weihwasser, noch jetzt der Weihwasserstein geheißen. Nun sagte der Senn zum Pfarrer: „Stelle dich auf den linken Fuß und gucke mir über die rechte Schulter!" Der Pfarrer tat es und sah in den Himmel hinein. In blauer Höhe gewahrte er einen Altar, umgeben von der hl. Engelschar, die dort opferte. „Nun stelle dich auf den rechten Fuß und gucke mir über die linke Achsel," fuhr der Senn fort. Der Pfarrer tat, wie ihm geheißen wurde und blickte in die Hölle. Er war sehr betroffen und hegte keinen Zweifel mehr an der Frömmigkeit der seltsamen Bergfamilie.

Der Bauer geleitet den Geistlichen durchs Tal hinaus nach Leuk, wo er am folgenden Tag der Messe beiwohnte. Als der Pfarrer die Monstranz emporhielt, rief der Senn: „Halt sie, halte sie!" Nach dem Meßamt fragte der Geistliche, warum er so gerufen habe. Der Senn erwiderte, weil er den Heiland so spitz gehalten, daß er befürchtet habe, er falle zu Boden.

Der Pfarrer war nun von der Frömmigkeit des Mannes überzeugt und sagte ihm, er brauche nicht in die Kirche zu kommen und solle nur so weiterfahren.

(Ems)

Die Blümlisalp

An der Stelle des Turtmanngletschers stand früher die schönste Alp der Talschaft, die Blümlisalp. Dort lebte ein glückliches Sennenpaar, das nur eine Tochter besaß. Nach einiger Zeit starb die Frau, und die Tochter heiratete einen Burschen der benachbarten Alp. Der Vater war alt und blind geworden und stellte eine Magd an. Diese hieß Kathryn, war ein schönes Weib, und der junge Senn hielt es bald mit ihr. Den alten Mann verfolgte die Magd, behandelte ihn roh und strich ihm Kuhmist statt Butter aufs Brot. Der Hund Ryn erhielt bessere Kost als der Blinde.

In einer schrecklichen Gewitternacht befahl der Senn dem alten Mann, das Vieh einzutreiben. Der Vater gehorchte; aber da erbarmte sich die Tochter seiner und begleitete ihn, fand jedoch den Weg nicht mehr zur Hütte zurück. Sie stapften immer zu, und die Herde folgte ihnen und entfernte sich immer weiter von der Blümlisalp. Unter ungeheurem Krachen aber stürzten die Eismassen über die Alp und begruben die Hütte mit dem Sennen, der Magd Kathryn und dem Hund.

Wenn im Frühjahr die Bäche schwellen und die Turtmännin wild dahinbraust, sieht man den Hund Ryn hin und her laufen und aus den Gletscherspalten tönt es kläglich:

„Ich, min Hund Ryn und min Huor Kathryn,
müssen ewig und ewig s'Blümlisalpen syn!"

(Ems)

Der Kreuzstein

Zu der Zeit, da Leuk noch auf Schattenhalb (der Schattenseite) lag, soll zwischen Agaren und Pfyn, wo jetzt ein unendlicher Wald sich hinzieht, ein ebener Grund gewesen sein, überwachsen mit schönen, großen Fruchtbäumen, so daß die Eichhörnchen der ganzen Strecke entlang von einem Baum zum andern hüpfen konnten. Zwischen den Mäschlerweiden und dem Meretschigraben liegt noch jetzt eine kleine Ebene, die früher Edlerboden geheißen hat.

Dort wohnte in ganz alter Zeit ein Bauer, namens Carus Edler. Er hatte mehrere Söhne und Töchter, viel Kühe, Rinder, Schafe und Ziegen und sah jahraus und jahrein niemand als die Seinigen. Er besaß auch einen großen, von seinen Ahnen ererbten Steinblock, der hatte die Form eines Kreuzes und gab alle Strahlen und Farben der Sonne und des Himmels wieder.

Da kam ein großer „Sterbet" ins Land und auch auf den Edlerboden und raffte ihm alle seine Kinder weg. Hinter dem Hause stand ein schwarzer Kirschbaum, und dort am Fuße des Stammes begrub er alle seine Kinder. Da ihm und auch schon seinen Ahnen geträumt hatte, daß mit dem Kreuzstein Glück und Unglück seines Hauses verbunden sein werde, setzte er ihn zu Häupten der verstorbenen Kinder und verrichtete bei dem Steine jeden Tag seine Gebete.

Nach einiger Zeit erkrankte auch seine Frau, und alle Heilversuche blieben erfolglos. Da vernahm er, daß in der Burgschaft Leuk ein Doktor wohne, der die Himmelssprache kenne und für alle Krankheiten ein Mittel besitze. In der Angst um seine Frau entschloß er sich, nach Leuk zu wandern und den Kräutermann aufzusuchen. Er fand ihn zu Hause, und als er ihm die Krankheit seiner Frau geschildert hatte, sagte der Doktor: „Ich will dir ein Mittel bereiten, das deiner Frau ganz sicher helfen wird." Er holte ein Fläschchen mit seltsamen Kräutern und überreichte es ihm. Es koste 10 Taler, ob er Geld bei sich habe?

Carus Edler sagte: „Was, Geld? was ist das — Geld? Ich lebe von Milch und von den Feldfrüchten und weiß nichts von Geld!"

So solle er ihm Vieh geben, meinte der Doktor.

Nun, das könne er schon haben, gab der Bauer zur Antwort, er solle nur kommen und zwei schöne Kühe auswählen.

Der Doktor war damit einverstanden und sandte einen Knecht mit, der die zwei Kühe holen sollte. Dieser begleitete den Bauer auf den Edlerboden, wählte aus der Herde die zwei stattlichsten Kühe und führte sie weg. Als er sie in Leuk in den Stall gestellt hatte, ging er zum Doktor und sagte: „Eine große schöne Herde hat er, der Carus Edler. Er besitzt auch einen großen wundertätigen Stein, der alle Lichtfarben von sich gibt!"

Da fragte ihn der Doktor, ob der Bauer ihm auch etwas gegeben habe für den Gang. Der Knecht sagte: „Nein, nur die zwei Kühe für die Medizin!"

„So bleibt er mir das noch schuldig," sagte der Doktor.

Der Bauer gab zu Hause der Frau von den Mitteln, die aber nichts halfen; nach wenig Tagen starb sie. Er begrub sie neben den Kindern unter dem Kirschbaum und verfiel in große Schwermut, fragte nichts mehr nach Ziegen, Schafen und der Viehherde. Die Kühe erkrankten und starben dahin; die Schafe und Ziegen zogen ins Gebirge, wo viele zu Tode fielen oder sich verliefen, andere von den reißenden Tieren gefressen wurden. Dem armen Bauer blieb nichts mehr als eine schwarze Ziege, die er nur die Faule nannte, weil sie immer in seiner Nähe weiden wollte.

Nach einiger Zeit kam dem Doktor in Leuk wieder in den Sinn, daß ihm der Bauer Carus Edler noch den Lohn für den Knecht schulde. Er suchte deshalb den Richter auf und ersuchte denselben, dafür besorgt zu sein, daß er bezahlt werde. Der Richter bestellte einen Botenträger, dem er sagte: „Geh hin zu Carus Edler auf dem Edlerboden und sag ihm, daß ich ihn auffordere, dem Doktor in Leuk die Rechnung für den Knecht zu bezahlen; mit zwei Kühen gebe er sich nicht zufrieden."

Der Bote sagte: „Schreibt es mir auf, sonst vergesse ich die Hälfte!"

Da nahm der Richter ein Ziegenfell und schrieb die Worte drauf und der Bote rollte das Fell auf, packte es unter den Arm und zog von dannen. Auf dem Edlerboden las er dem Bauer vor, was auf dem Pergamente stand. Carus Edler sagte, er besitze nichts mehr als die schwarze Ziege, die ihn ernähre, aber er werde nicht

mehr lange leben, und wenn er gestorben sei, so könne der Doktor kommen und holen, was noch da sei. Als der Knecht seine Augen immer auf den Stein richtete, der in allen Farben des Himmels glitzerte, fuhr der Bauer fort, nur den Stein auf den Gräbern solle man ihm nicht anrühren, den möge man lassen, wo er sei. Der Botenträger brachte die Antwort des Bauern dem Richter zurück und berichtete, was für einen sonderbaren Stein der Carus besitze; das müsse ein Gott sein und nicht ein Steinblock.

Der Richter überbrachte die Nachricht dem Doktor und erwähnte auch den schönen Stein, den der Botenträger sogar für einen Gott angesehen habe, und sie beschlossen, gemeinsam zu dem Bauer zu gehen und sich den Stein zu besehen.

Am nächsten Tag stiegen sie zum Edlerboden hinauf und beschauten den Block, den sie sofort als einen mächtigen Edelstein von unermeßlichem Werte erkannten. Sie sahen auch, daß der Bauer keine Ahnung von der Größe seines Schatzes hatte, und deshalb sagten sie ihm, da er nicht bezahlen könne, so werden sie wiederkommen und ihm den Stein wegnehmen. Der Bauer flehte sie an, ihm doch den Stein zu lassen, denn Glück und Unglück, sein ganzes Leben sei mit dem Stein verbunden; darunter lägen seine Kinder und seine Frau begraben, und sie möchten, wenn er gestorben sei, wiederkommen und all seine Güter nehmen.

Die beiden andern sagten nichts dazu und machten sich auf den Heimweg. Unterwegs berieten sie, an welchem Tag sie den Stein holen wollten. Der Richter sagte: „Morgen habe ich nicht Zeit, da muß ich einen

Prozeß führen, aber übermorgen!" Und der Doktor sagte: „Morgen habe ich auch keine Zeit, da muß ich Kräuter sieden; aber übermorgen!" Aber jeder dachte, er gehe schon morgen und hole den Stein für sich allein.

Am nächsten Tag zogen beide von zu Hause fort. Der eine nahm die große Straße gegen Agaren, indem er zu Hause vorgab, er habe dort Gericht zu halten, der andere schlug den Weg ein gegen das Vonöischi, um keinen Verdacht zu erregen, und jeder ließ sich von vier starken Männern begleiten, beladen mit einer Bahre, auf der sie den Stein davontragen sollten.

Als der Richter auf dem Edlerboden anlangte, war der Doktor auch schon da. Der eine sagte: „Du hast gesagt, du hättest heute keine Zeit, und jetzt bist du doch da!"

„Und du bist auch da," entgegnete der andere.

Der Richter fuhr fort: „Ich will den Stein und du willst ihn auch, aber meine Leute sind stärker als die deinen, wir werden sie töten, und dann gehört der Stein mir allein!"

Als der Bauer sah, daß der Richter und der Doktor mit je vier Trägern da waren, um den Stein zu rauben, legte er sich platt auf den Block, so daß er ihn ganz zudeckte, breitete die Arme aus zum Kreuz und rief: „Eher sterbe ich auf dem Platze, als daß ich den Stein verlasse!"

Aber der Richter und der Doktor stürzten sich beide auf ihn, um ihn mit Gewalt vom Stein fortzureißen.

Da fiel ein Blitzstrahl mit furchtbarem Donnerknall und zerschmetterte alle drei. Die Träger standen da, vom Donner gerührt, und konnten sich lange nicht er-

holen. Doch kamen sie mit dem Schrecken davon und eilten nach Hause. Die Leute des Doktors sagten einige Tage später, sie möchten doch hinaufsteigen auf den Edlerboden und sehen, was aus den dreien geworden sei. Als sie hinaufwanderten und zu der Stelle kamen, wo das Haus des Bauern gestanden, lag an dessen Stelle ein großer Felsblock. Auf dem Felsblock lag ein weißes Lamm, und neben dem Block spieen zwei kohlschwarze Drachen Gift und Galle und züngelten zu dem Lamm hinauf.

Der eine der Träger, denen es grauste, sagte zu den andern: „Grad in dieser Kreuzesform hat er auf dem Stein gelegen." Er machte das Kreuz, und da verschwand das Lamm, und die Drachen fuhren mit schauderhaftem Gebrüll und Gestank hinauf ins Gebirge, und von der Stunde an verwilderte die Gegend, der Ort wurde von Menschen und Tieren gemieden, und der Edlerboden ist seitdem immer der Lämmerboden geheißen worden. (Oberems)

Das Krämerlital

Johann Marie ging auf den Corbetschgrat jagen. Er sah viele Gemsen und schoß mehrmals, traf aber keine, obschon er sonst ein guter Schütze war. Er verfolgte das Wild über alle Gräte auf der Schattenseite bis auf den Gletscher hinter den Diablons. Dort setzte er sich auf die äußerste Spitze des Gletschers und glaubte, er könne nicht mehr weiter. Die Gemsen sah er nicht mehr, aber vor seinen Augen tat sich ein Tal auf, ein kleines Längstal mit niedrigen Alphütten und kleinen

runden Scheiben, die in der Sonne erglänzten. Im Tale sah er Apfelbäume mit ausgereiften Früchten, in dem Sträßchen zwischen den Häusern gingen steinalte Leute fast „zwiefach“ einher, und die Gemse, die er verfolgt hatte, leckte einem wohl 200jährigen Manne die Hand.

Mit dem besten Willen hätte der Jäger nicht hinabsteigen können in das Tal, wenn ihm auch ein Führer mit einem Seil beigestanden hätte, denn es ging senkrecht hinunter. Durch das Tal floß ein Strom, der in den Felsen verschwand und im Vispertal wahrscheinlich wieder zum Vorschein kam, denn die Vispertaler erzählen, in dem Strom hätten sie in frühern Jahren rotbackige Äpfel gefunden.

Johann Marie wußte nicht, was das alles zu bedeuten hatte und kehrte nach Leuk zurück. Dort war ein weiser Seelsorger, dem er alles erzählte. Der holte ein altes Buch, blätterte nach und sagte: „Jage solche Tiere nicht mehr, denn sie gehören zum Krämerlital, und das Krämerlital hat der liebe Gott geschaffen, damit die Jungen und die Alten, die Männer und die Frauen sich dorthin flüchten können, wenn der große Weltkrieg kommt. Im Krämerlital wird der Feind sie nicht finden, und sie werden dort ihre Ruhe haben.“

(Ems)

Die zwei Spinnerinnen

In einem Hüttlein am Aletschgletscher nächtigten drei Jäger. In der Stube trafen sie zwei Frauen an, die die ganze Nacht das Spinnrad drehten. Als die Weiber

nicht zu Bette gehen wollten, fragten die Jäger, ob sie nicht bald fertig wären.

„Wenn ihr uns nicht abspinnt, so werden wir nicht fertig werden," antworteten die Frauen.

Da erhoben sich die drei Jäger und halfen so gut es ging, ohne zu ahnen, daß sie die Seelen Verstorbener vor sich hatten. Die beiden Spinnerinnen bedankten sich sehr und sagten, sie müßten hier jede Nacht spinnen zur Strafe, daß sie zu Lebzeiten jeden Samstag abend bis über Mitternacht gesponnen. Nun aber sollten sie auf die Jagd gehen, hierhin und dorthin, sie würden schon Beute machen.

Die Jäger erlegten am nächsten Tag auch so viel Wild, daß sie nicht alles nach Hause tragen konnten.

(Ems)

Nebelbriet

Ein Ziegenhirt hatte, als er mit der Herde nach Hause kam, ein Tierchen verloren. Er mußte noch am selben Abend zurück und die Ziege suchen. Da brach ein fürchterliches Unwetter los. Er verirrte sich im Wald und sah endlich ein Lichtlein schimmern. Auf das Licht zuhaltend, kam er vor eine Hütte. In derselben wohnte eine alte Frau mit ihren zwei Töchtern. Das Büblein wurde in den Stall eingeschlossen, und mehrmals des Tages brachten sie ihm gute Sachen zu essen, denn es sollte gemästet und verzehrt werden. Mehrere Jahre flossen dahin, bis der Bub fett war. Am Tage, bevor man ihn schlachten wollte, hing die Alte den großen

Kessel über das Feuer, um den Knaben zu sieden, und die Töchter holten Holz im Wald. Die Alte mochte aber nicht so lange warten, bis die Mädchen zurück waren und holte den Buben aus dem Stall. Dieser war jedoch stärker als sie und warf sie in den Kessel, in dem sie ersoff. Als die Töchter zurückkamen, lag die Mutter tot im Kessel, und der Geißhirt war fort. Sie liefen in den Wald zurück und riefen in einem fort: „Nebelbriet, Nebelbriet," aber den Buben fanden sie nirgends mehr. (Ems)

Der Schmied und die drei guten Ratschläge

Ein Schmied war untröstlich, daß er keine Kinder bekam. Viele Jahre schon hatte er vergeblich gehofft, und da warf er die Schuld auf seine Frau. Eines Tages verließ er seine Heimstätte, um in die Welt hinauszuwandern, an einen Ort, wo ihn keine Seele kannte. Als er ein Stück weit gewandert war, hielt er bei einem Meister um Arbeit an. Hier schaffte er nun ein Jahr lang, bis ihn eines Tages jemand anredete: „Wie geht es dir, Hannes?" Da sagte er für sich: „Hier bleibe ich nicht, wenn man mich kennt," und er reiste wieder fort, weit, weit, bis er müde von dem vielen Marschieren wieder bei einem Schmied sich einstellen ließ. Hier blieb er nun 20 Jahre lang. Da träumte ihm drei Nächte hintereinander, er solle nach Hause gehen. Er dachte, das werde wohl seine Bedeutung haben und fragte den Meister, was er tun solle. Dieser riet ihm, den Abschied zu nehmen, denn wenn man dreimal hintereinander dasselbe träume, müsse man den Traum

befolgen. Was er nun vorziehe, den Lohn für die 20 Jahre, oder drei gute Ratschläge. Der Schmied besann sich ein Weilchen und dachte, die drei guten Räte könnten ihm wohl mehr nützen als der ganze Lohn, und da erwiderte er, ihm seien die Ratschläge lieber. Der Meister sah ihm mit zufriedenem Gesicht ins Auge und sagte ernstgestimmt: „Du hast gut gewählt. Mein erster Rat ist der, meide die Abwege und folge immer der guten Straße, der zweite, sei nicht neugierig, und der dritte, strafe nicht im Zorn!" Der Schmied war recht enttäuscht und dachte, das seien billige Räte, doch da er sie nun einmal dem Lohne vorgezogen, wollte er sie auch getreulich befolgen. Der Meister schenkte ihm ein Pferd als Zugabe und ein Brot zur Wegzehrung, dann nahmen sie voneinander Abschied.

Als der Schmied eine Zeitlang gewandert war, traf er mit zwei Handwerksburschen zusammen, welche dieselbe Straße zogen. Sie luden ihn ein, mit ihnen zu wandern, und das war ihm recht. Bald kamen sie zu einer Straßenkreuzung, wo die Begleiter sagten, sie wählten den kürzern Weg, der viel schneller zum Wirtshaus führe. Er aber besann sich des ersten Rates und sagte, er bleibe auf der Hauptstraße, auf ein Stündchen später oder früher komme es ihm nicht an. „Wie dumm du bist," riefen sie, „jetzt bricht die Nacht herein, und auf dem kürzern Wege langen wir grad noch tags am Orte an." Er beharrte aber auf seinem Entschlusse und ließ sie ziehen.

Als er das Wirtshaus spät abends erreichte, stellte er das Pferd ein, bestellte ein Abendessen und fragte, ob die zwei Gesellen angelangt wären. Der Wirt sagte,

sie seien vor einer Stunde schon gekommen, und so ging er ins Haus und wartete, bis man ihm das Essen auftrug. Es fiel ihm auf, daß die Weggefährten sich nirgends blicken ließen, doch fragte er nicht nach ihnen, und nun wurde ihm die Suppe in einem Totenschädel aufgetragen, und aus einem Schrank ließ der Wirt ein betagtes Mütterlein heraus, das ihn bedienen mußte. Er aß und trank und merkte bald, daß er in ein Räuberhaus geraten sei, daß die zwei Kameraden aber schon tot waren, wußte er nicht. Da trat der Wirt ein und forderte ihn auf, mit in den Keller hinabzusteigen und von den Weinen zu versuchen. Ohne Zaudern folgte er der Einladung und kostete von jedem Faß. Als ihn der Wirt fragte, welche Sorte ihm am besten gemundet habe, sagte er, die letzte. Da stellte sich der Wirt vor ihn hin und sagte: „Du gefällst mir gut, und weil du deine Neugierde bemeistert hast, will ich dir jetzt bekennen, daß du in eine Mördergrube geraten bist, und der rote Wein, den du soeben getrunken, ist reines Menschenblut. Fürchte dich aber nicht, es soll dir nichts geschehen, du bleibst hier über Nacht und morgen wird man dir sicheres Geleite mitgeben!" Der Wirt führte ihn ins Zimmer zurück, wo er aber den Schlaf nicht finden konnte. Beim Frühstück überreichte ihm der Wirt eine Pfeife, dann pfiff er zum Fenster hinaus einigen Räubern, die sogleich herbeieilten. Er gebot ihnen, den Mann zu geleiten und sagte dem Schmied, wenn ihm doch Gefahr drohen sollte, so brauche er nur zu pfeifen, denn er gehöre zur Gesellschaft, so lange er im Besitz des Instrumentes sei.

Die Räuber führten ihn so weit, bis er sein altes

Heimatdörfchen erblickte, dann nahmen sie die Pfeife wieder und kehrten zurück. Von seiner Frau hatte er in den 21 Jahren seines Fortseins nichts vernommen. Er lenkte die Schritte deshalb zum Wirtshaus, wo er sich ein Essen bestellte. Als er ans Fenster trat und in die Straße hinausschaute, sah er auf der andern Seite ein Haus und hinter dem Fenster seine Frau, die einen jungen Pfarrer küßte. Er ergriff in der Wut sein Gewehr und schlug es an, um die Frau, die sich so unzüchtig benahm, niederzuschießen, aber da besann er sich auf den dritten Rat, nie im Jähzorn zu strafen und ließ das Gewehr sinken. Während des Essens erkundigte er sich bei dem Wirt nach seiner Frau. Dieser erzählte ihm, daß sie bald nach der Abreise ihres Mannes einem Sohne das Leben geschenkt, den sie gut erzogen hätte und der heute die erste Messe lese. Der Mann aber sei verschollen. Nun erkannte der Schmied, welch' gute Räte ihm der Meister mit auf den Weg gegeben, und er fragte, ob er wohl auch zu Gaste geladen werde. Der Wirt sagte, natürlich, denn das ganze Dorf feiere mit.

Als die Messe zu Ende war, fand sich auch der Schmied unter den Gästen ein und nun erhob sich der junge Geistliche, ergriff das Glas, brachte die Gesundheit aus auf alle, auch auf seinen guten Vater, wenn er noch lebe. Nach diesen Worten schwenkte auch der Schmied sein Glas und rief mit tränenfeuchten Augen: „Gesundheit, mein Weib und mein liebes Kind," und da erhob sich großer Jubel. Nun fiel ihm das Brot ein, das ihm der Meister geschenkt und das er noch gar nicht angeschnitten hatte. Als er mit dem Messer hin-

einstach, fielen funkelnde Goldstücke heraus, und als er sie zählte, war es der Lohn für die 20 Jahre, an dem kein Heller fehlte. (Ems)

Vogel Strauß

Im Baltschiedertal lebte eine Jägersfamilie, die sich vom Wild ernährte. Der Jäger sagte eines Tages, er wolle an einen andern Ort jagen gehen, um zu sehen, ob er mehr erbeute. Er kam in einen großen Wald, aber die Hunde wollten nicht treiben. Er schickte sie wieder hin, und zum zweitenmal kehrten sie kläffend zurück. Er konnte sich nicht erklären, warum sie nicht treiben wollten. Da führte er sie selbst und gelangte zu einem hohlen Stock, den die Hunde umbellten. Als er nähertrat, fand er darin ein nacktes neugeborenes Kind. Er dachte, was er damit anfangen wolle, er habe selbst Kinder zu Hause. Es ging ihm aber zu Herzen, das Würmchen dem Schicksal zu überlassen, und so wickelte er es in Lumpen und nahm es mit. Nun sandte er die Hunde wieder aus, und sie erjagten zwei Hasen. Er brachte die Jagdbeute mit dem Kinde nach Hause und erzählte dem Weibe, heute sei es ihm merkwürdig ergangen, sie werde nicht erraten können, was er bringe. Da zeigte er ihr das Kind und sagte, wie das gekommen sei. Jetzt müßten sie es halt in Gottes Namen aufziehen wie die eigenen Kinder.

Das Kind wuchs auf und wurde der schönste Knabe weit und breit. Der Jäger nahm ihn einige Male mit auf die Jagd und sandte ihn dann mit dem Wildfleisch in die Stadt. Dort war eine reiche Jungfrau, der er sehr wohlgefiel. Das währte einige Jahre. Die Eltern

wollten nichts wissen von einer Heirat ihrer Tochter mit dem armen Jägerskinde. Da unternahmen sie eine weite Reise. Unterdessen hielten die beiden Hochzeit; der Bursche gründete in der Stadt ein Geschäft, und es ging ihm gut. Als die Eltern zurückkehrten, waren sie schrecklich aufgebracht über ihre Tochter und deren Gemahl. Der Vater wollte ihn im ersten Zorn vergiften und suchte ihn auch später aus dem Wege zu schaffen. Da kam ihm ein böser Gedanke. Eines Tages legte er sich scheinbar krank ins Bett und sagte zum Schwiegersohn: „Nur ein Mittel kann mich noch retten, das ist eine Feder vom Vogel Strauß." So hieß ein gefürchteter Räuberhauptmann, der weit weg wohnte und jeden, der sich ihm nahte, tötete. Der Vater dachte, wenn der Schwiegersohn die gefährliche Reise unternehme, kehre er sicher nicht mehr zurück. Der Schwiegersohn war sofort bereit, die Straußenfeder zu holen, schnürte sein Bündelchen und zog fort. Kaum war er fort, so stand der Alte wieder auf und sagte: „So, den wären wir los, der kehrt nicht mehr zurück!"

Als der Sohn den ganzen Tag gewandert war, kam er in eine Stadt. Da fragte ihn einer, wohin er wolle. Er sagte, zum Vogel Strauß. „So, zum Vogel Strauß, das ist weit; so legt auch grad ein Wort ein für mich, ich bitte darum! Meine Tochter ist zu einer Kröte geworden, und ich kann es nicht fassen; fragt ihn, warum er das getan habe!" Der Bursche sagte, er werde für ihn tun, was er könne, und zog am nächsten Morgen von dannen.

Am Abend kehrte er wieder in einer Stadt ein, und da wurde er neuerdings von einem Manne gefragt, wo-

hin er gehe. Er sagte: „Zum Vogel Strauß!" „So legt auch ein Wort für mich ein. Ich habe einen schönen Brunnen im Garten, der ist auf einmal versiegt, ich weiß nicht warum!" Der Bursche versprach es und zog weiter.

Am dritten Abend gelangte er wieder in eine Stadt, und als es hieß, er gehe zum Vogel Strauß, kam einer zu ihm und bat, für ihn auch ein Wort einzulegen beim großen Mörder und zu fragen, warum der schöne starke Birnbaum in seinem Garten keine Früchte mehr trage. Der Bursche gelobte zu tun, was in seinem Vermögen stehe und zog weiter. Als er weit, weit gewandert war, kam er zum Haus des Vogel Strauß. Dieser war nicht zu Hause, aber seine Frau. Als diese den Burschen sah, jammerte sie und sagte: „Du armer Straffel, dein Leben ist aus!" Er erzählte, daß er gekommen sei, um eine Feder vom Haupte des Mörders zu holen, und daß ihn unterwegs drei Städter um einen Dienst gebeten hätten. Die Frau sagte: „Du dauerst mich, und deshalb will ich dir helfen und dich vor meinem Manne schützen!" Sie stellte ihm zu essen und zu trinken auf und steckte ihn dann in einen Sack voll Federn und verbarg ihn unter dem Bett.

Spät in der Nacht kam der Mörder und legte sich gleich zu Bette. Als er schlief, rupfte ihm die Frau eine Feder aus und warf sie unter das Bett. Der Mörder erwachte und sagte: „Was hast du mich zu zupfen?" Die Frau erwiderte: „O, mir hat nur geträumt, in einer Stadt sei eine Jungfrau in eine Kröte verwandelt worden, und da konnte ich nicht begreifen warum!" Der unter dem Bette horchte. „Ei, weil ihre

Eltern so großen Hochmut mit ihr getrieben haben; der Vater soll die Kröte nur einen Tag lang im Mist begraben, dann wird sie schon wieder ein Mädchen werden!" Er legte sich auf die Seite und schlief ein. Bald darauf rupfte ihm die Alte wieder eine Feder aus und warf sie unter das Bett. Der Mörder fuhr aus dem Schlafe auf und sagte: „Was ist los, warum zupfst du mich schon wieder?" „O, mir hat nur geträumt, in einer Stadt sei ein schöner Birnbaum, der nicht mehr Früchte trägt, und das kann ich mir nicht erklären!" „Weil die Tochter heimlich ein Kind geboren und es unter dem Baum vergraben hat, darum trägt der Baum keine Birnen mehr, aber jetzt halt das Maul!"

Nach einiger Zeit rupfte ihm die Frau die dritte Feder vom Haupte und warf sie zu den andern unter das Bett. Der Mörder fuhr wieder aus dem Schlafe auf und sagte: „Warum zupfst du mich schon wieder?" „Ei, mir hat geträumt, in einer Stadt sei ein Brunnen, der kein Wasser mehr gebe, da muß etwas los sein!" „Der Besitzer hat sein Geld darunter vergraben, aber jetzt hör auf, Alte!"

Am Morgen erhob sich der Räuber und ging auf Raub aus. Die Alte stieg auf das Dach, um nachzusehen, in welcher Richtung er fortgezogen sei, dann stellte sie dem Burschen, der alles gehört und die drei Federn zu sich gesteckt hatte, Speise und Trank auf und wies ihm den Weg.

In der ersten Stadt wartete der Mann, dessen Birnbaum keine Früchte mehr trug, schon auf ihn. Der Bursche sagte: „Deine Tochter hat ein Uneheliches zur Welt gebracht und es unter dem Baum begraben, grabe

es aus und bestatte es in geweihter Erde, dann wird der Baum Früchte tragen!" Der Mann dankte ihm sehr und fragte, wieviel er ihm schulde. „Gebt mir, so viel Ihr wollt!" Da erhielt er ein schönes Sümmchen Geld und zog weiter. Er kam ins zweite Städtchen, wo der Brunnen plötzlich sein Wasser eingestellt hatte. Er suchte den Mann auf und sagte zu ihm: „Dein Brunnen ist versiegt, weil du viel Geld darin vermauert hast, schenke $^1/_3$ den Armen, $^1/_3$ gib zu frommen Zwecken und den Rest behalte für dich, dann wird der Brunnen wieder fließen." Was er für den Rat verlange. „Gebt mir, was Euer guter Wille ist!" Er steckte die erhaltene Summe zu der andern und zog weiter. Im dritten Städtchen suchte er den Mann auf, dessen Tochter zur Kröte geworden war. „Ihr habt halt großen Hochmut mit dem Mädchen getrieben," sagte er, „dafür seid Ihr gestraft worden; steckt die Kröte 24 Stunden lang in einen Düngerhaufen, dann wird sie wieder die alte Gestalt annehmen!" Der Mann war hoch erfreut über die gute Auskunft und gab ihm eine große Summe Geldes.

Nun war er ein reicher Mann. Als er zu Hause anlangte, überreichte er dem erstaunten Schwiegervater die Straußenfedern und zeigte das verdiente Geld. Die Schwiegereltern schämten sich und hatten fortan gegen ihren Schwiegersohn nichts mehr einzuwenden.

(Ems)

Drei lustige Tage und dann des Teufels

Drei Handwerksburschen reisten zusammen, und unterwegs gesellte sich ein Fremder zu ihnen, der sie

fragte, was ihr Ziel sei. Sie sagten, sie wüßten nicht recht, was sie anstellen wollten. Wenn sie drei lustige Tage hätten, würden sie nachher gerne des Teufels sein. Der Mann sagte, die Freude könne er ihnen schon verschaffen. Am dritten Tage brauchten sie ihm nur drei Fragen zu beantworten, und wenn sie die richtig herausbrächten, wären sie frei. Die Burschen waren darüber hocherfreut und schlugen ein, und nun stellte ihnen der Teufel drei Fragen: was für Spielleute, was für ein Licht und was für eine Decke er ihnen geben werde. Die drei Freunde dachten weiter nichts dabei, sie hatten ja immer noch Zeit und machten sich hinter das Essen und Trinken, und einen Tag und eine Nacht schwammen sie in der seligsten Lustbarkeit. Am nächsten Morgen hatte der jüngere von ihnen schon genug; das böse Gewissen trieb ihn weg, und er suchte eine Waldkapelle auf, um darin zu beten. Dort erschien ihm die Mutter Gottes, gab ihm ein Messer und sagte: „Diesmal will ich dir noch helfen; geh zu jenem Baum, stich den Rasen rund herum aus und bedecke damit deinen Kopf. Der Baum wird voller Raben werden und dann horche, was sie schwatzen!" Der Bursche ging und tat, wie ihm befohlen war. Kaum hatte er sich unter den Stamm gelegt, so flogen von allen Seiten die Raben heran und setzten sich im Gezweige nieder, worauf der Baum ganz schwarz war von diesen Teufeln. Da horchte er auf ihr Geschwätz, und er unterschied deutlich folgendes Gespräch: „Du hast auch noch nie eine Seele gefangen, ich aber bekomme grad drei auf einmal!" Ein anderer schrie: „Was, du bist der dümmste unter uns und erhältst drei auf einmal! Er-

zähle, wie du das anstellst!" „Höre zu: Ich halte drei Handwerksburschen in den Klauen, die jetzt noch tanzen und saufen, aber nicht mehr für lange, und diese müssen erraten, was für Spielleute, was für ein Licht und was für eine Decke ich ihnen geben werde. Doch werden sie es nicht erraten, denn als Spielmann habe ich die Katze des Wirts erwischt, als Licht werde ich der Köchin den Feuerbesen stehlen, und das erraten sie nicht, und als Decke habe ich dem Wirt die Kuhhaut weggenommen, und darauf kommen sie nicht."

Als die Raben fortgeflogen waren, setzte der Bursche unter dem Baum den Rasen wieder hin, wo er ihn ausgestochen, ging in die Kapelle zurück und bedankte sich sehr. Dann suchte er seine Kameraden auf, die beide auf einem Steine saßen und trostlos ins Leere starrten. Die Lustigkeit war wie weggeblasen, bevor der zweite Tag um war, doch der jüngste verheimlichte seine Entdeckung und machte keine Anstrengung, sie aus ihrem Trübsinn zu befreien.

Nach dem dritten Tag kam der Teufel und verlangte die Antwort auf die drei Fragen. Die zwei ältern machten elende Gesichter und wußten gar nichts darauf zu antworten, der dritte aber, der in der Kapelle gewesen, stand auf und sagte, er werde ihm Rede stehen. Als der Teufel fragte, was für einen Spielmann er ihnen gegeben, erwiderte er: „Hättest du dem Wirt die Katze gelassen, daß die Mäuse weniger Schaden gemacht hätten!" Auf die zweite Frage, was für ein Licht, sagte er: „Hättest du der Köchin den Feuerbesen gelassen, daß sie die Kohlen besser hätte zusammenwischen können und nicht so viel Schaden entsteht." Und auf

die dritte Frage, was für eine Decke, antwortete er: „Hättest du dem Wirt das Kuhleder nicht gestohlen, müßte die Wirtin nicht barfuß gehen!" Die zwei älteren Kumpane staunten ihren Freund mit Glotzaugen an, der Teufel aber geriet in Zorn ob den richtigen Antworten und machte sich davon. Er ließ aber einen so schrecklichen Gestank zurück, daß sie darob fast den Geist aufgeben mußten. (Ems)

Der betrogene Teufel

Ein armer Mann, der seine große Familie kaum mehr ernähren konnte, erhielt noch ein Kind. Traurig ging er auf die Suche nach einem Paten. Die Verwandten und Freunde durfte er nicht mehr angehen, und da hoffte er anderswo eine mitleidige Seele zu finden. Unterwegs traf er einen Mann im grünen Hut, der ihn fragte, was er im Sinne führe. Er müsse taufen und wisse keinen Paten, gab der Mann zur Antwort. Der Fremde erwiderte, er wolle ihm schon Pate sein und Geld geben, so viel er nur bedürfe, nur müsse er ihm drei Aufgaben lösen, und wenn er das nicht tue, so komme er nach seinem Tode in seine Gewalt. Der Arme bedankte sich, dachte, dieser vornehme Herr werde ihm kaum unlösbare Aufgaben stellen und schlug ein. Der sonderbare Fremde erschien auch zur Taufe und sagte, 20 Jahre wolle er ihm noch Zeit lassen mit den Aufgaben.

Die Familie erfreute sich nun der schönsten Zeiten. Als die 20 Jahre um waren, wurde es dem Manne

bange, und er suchte den Pfarrer auf, dem er alles erzählte. Dieser erschrak und sagte, das sei der Teufel gewesen, und dem hätte er nun seine Seele verkauft. Doch brauche er sich nicht zu ängstigen, aber ein frommes Leben solle er führen, keinen Luxus und keinen Mißbrauch mit dem Gelde treiben und ruhig warten, bis der Teufel komme.

Bald nachher erschien der Teufel und sagte spöttisch: „Ich habe mir die Sache nun überlegt; stelle du mir drei Aufgaben, und kann ich eine davon lösen, so bist du mein!" Der Mann fühlte sich gar nicht erleichtert, denn es fiel ihm nichts ein, das ein Teufel nicht vollbringen könnte. Er beriet sich nun mit der Frau und verlangte vom Teufel, daß er schwarze Wolle weiß wasche. Der Teufel verlangte sofort nach der zweiten Aufgabe, da ihm dies nicht möglich sei. „So geh hinaus," sagte der Bauer, „und stecke den Zeigefinger in den Weihwasserbehälter!" Der Teufel schritt hinaus und beschrieb einen großen Bogen um das Weihwassergeschirr. „Jetzt die dritte Aufgabe," jammerte der Mann, „und ich weiß nichts mehr!" Die Frau aber stellte den Fleischklotz auf den Tisch und befahl dem Mann, schnell ein wenig abzuhobeln, damit er glatt werde. Als es draußen wieder klopfte, riß sie sich einige Haare aus und flüsterte ihm zu, er solle vom Teufel verlangen, daß er diese auf dem Holzklotz gerade klopfe.

Als der Teufel hereintrat, dem Manne auf die Schultern tippte und sagte: „So, jetzt die dritte Aufgabe; löse ich sie, so bist du verloren," da zeigte er ihm die Haare auf dem Holzstock und sagte: „Nimm den

Holzhammer und klopf sie mir liniengerade!" Der Teufel probierte, schlug sachte, dann kräftig, langsam und schnell, und je mehr er hämmerte, desto krümmer wurden die Haare und rollten sich zuletzt zusammen. Da warf er den Hammer unter den Tisch, fluchte, mit solchen Leuten wolle er nichts mehr zu tun haben, ging davon und ließ einen schrecklichen Gestank zurück.

(Ems)

Der Gang ins Paradies

Vor vielen Jahren lebte auf Schattenhalb ein Kesselflicker, der mit seinem Gewerbe die Familie mühsam ernährte. Auf der Schattenseite hatte er einst alle Dörfer durchhausiert, so daß er keine Arbeit mehr fand. Müde und traurig zog er über die Rhone auf die Sonnenseite ins Dorf Guttet. In den Häusern, wo er anklopfte, bekam er keine Antwort, nur den alten Pfarrer traf er zu Hause. Als er denselben um Arbeit ersuchte, sagte dieser, die große Pest habe die Leute dahingerafft und er sei der einzige Überlebende des Dorfes. Gutes und schlechtes Geschirr besitze er zur Genüge, er brauche nichts, aber er wolle ihm einen Weg weisen, wo er Arbeit genug finden werde. Der Kesselflicker war damit einverstanden und bestieg mit dem Pfarrer einen Felsen. Von der Zinne desselben führte ein schmaler Pfad, einem Schienenstrang ähnlich, hoch durch die Luft, auf die Spitze des gegenüberliegenden Gliserhorns. Dort brannte ein helles Licht. Der Geistliche riet ihm, dem Weg zu folgen und immer scharf auf das Licht zu halten. Wenn die Nacht hereinbreche, werden ihm die bö-

sen Geister zum Scheine große breite Brücken bauen, er dürfe aber das Licht nicht aus den Augen lassen, sonst werde er zu Tode fallen; unter der Brücke sei das Meer, dessen Wasser zuerst grünlich und ruhig sei, dann rot und wallend, dann schwefelgelb, stinkend und wütend.

Der Kesselflicker bedankte sich, drückte dem alten Pfarrer die Hand, stützte sich auf den Geschirrstecken und trat die Wanderung an durch die Luft. Soweit das Meer grün schillerte, reiste er mit sicherem Schritte, sobald es aber in purpurnes Rot überging, wurde er unsicher und fing an zu schwanken, fand aber mit dem Stock immer wieder das Gleichgewicht; auch achtete er der schönen Brücken nicht, sondern schaute unverwandt ins Lichtlein auf dem Gliserhorn, das immer größer und heller brannte. Der ganze Pfad war in tiefstes Dunkel gehüllt, doch kam der Keßler nach langem Kämpfen und Hin- und Herschwanken todmüde auf der Spitze des Berges an. Er stand vor einer mächtigen Kirche mit zwölf Toren, über deren Eingangsportal deutlich zu lesen stand: Dom der ewigen Freude. Zu beiden Seiten des Portals stand ein Wächter im weißen Hemd und Kragen, worauf geschrieben war S Z (Stadt Zion). Der eine trug auf der Schulter einen Pickel, der andere eine Schaufel. Der Kesselflicker wollte sein schweres Werkzeugraf niederlegen, um wie ein anständiger Mensch in den Dom zu treten, es wurde ihm aber gedeutet, er möge nur alles mitnehmen. So schritt er mit der schweren Bürde durch das Portal in einen hell erleuchteten, von Seelen angefüllten Dom, durch den sich ein breites Mittelschiff zog, das vorn und

hinten ein Ausgang kreuzte. Auf der rechten Seite des vordern Kreuzganges bemerkte er eine Totenbahre. Er stellte die Werkzeugkiste drauf ab, kniete völlig erschöpft und schweißbedeckt in einen Stuhl und hörte der schönen himmlischen Musik zu, die aus dem Chor zu kommen schien. Die Seelen im Kreuzgang waren mit weißen Gewändern verhüllt, kehrten dem Portal den Rükken und hielten beide Hände vor das Gesicht. Die Seelen im Kreuzgang vor dem Chor hielten die Arme auf den Stuhl gestützt. Der Kesselflicker schaute staunend herum. Alles blieb stumm und starr, nur im Chor herrschte großer Jubel und Gesang, als ob lauter Engelsstimmen erschallten. Dort mußte es schön sein und daher wollte er auch dorthin gehen, aber zwei weißgekleidete Meßbuben hielten ihn zurück und sagten, er sei nicht sauber, er müsse noch ein wenig warten. Er geduldete sich eine Weile, und als die Knaben verschwanden, suchte er wieder nach vorn zu gelangen. Da erschienen zwei festlich gekleidete Männer in roten Kleidern: „Warte," sagten sie, „du bist schmutzig, wir wollen dich zuerst waschen, dann darfst du zu denen gehen, die singen und lobpreisen." Sie nahmen ihn am Arme und schritten mit ihm durch die Türe des Kreuzganges, stiegen die Treppe eines hohen Turmes hinauf und betraten ein schönes Zimmer. Dort sah er fest gedrehte Geißeln, zwei große messingene Hahnen und Waschgeschirre. Die Männer füllten die Zuber mit Wasser, zogen ihm die Kleider aus, gossen zuerst laues, dann kochend heißes Wasser über ihn aus und peitschten ihn mit den Geißeln, daß die Haut in Fetzen von ihm fiel. Dann bespritzten sie den Armen mit kaltem

Wasser, und sofort bedeckte sich sein Leib mit einer jungen weichen Haut und die schrecklichen Schmerzen lösten sich auf in ein wunderbares Wohlbehagen. Dann zogen sie ihm ein feines Musselinhemd an und sagten, jetzt dürfe er in den Chor gehen. Sie geleiteten ihn selbst dorthin, hießen ihn in einen großen schönen Stuhl knien und den himmlischen Vater um ein prächtiges ewiges Hüttchen bitten, grad wie er es sich wünschen möchte. Er kniete nieder und betete das Vater unser. Kaum war er damit zu Ende, so erschienen die Meßbuben wieder und winkten ihm zu folgen, um einem andern Platz zu machen. Draußen angekommen, wanderten sie fast eine halbe Stunde lang auf einer schön belegten Straße bis zu einem Weinberg, der voll reifer Früchte hing. „Iß, so viel es dich gelüstet," sagten sie. Er gehorchte, aber jedesmal, wenn er eine Beere pflükken wollte, war er schon satt.

Als er alle Sorten probiert hatte, überreichten sie ihm an einem grünen Bande den Schlüssel zu seinem Hause, das er nun bewohnen sollte. Sie geleiteten ihn bis dorthin und öffneten die Türe. Er sagte, mit einem Schlüssel werde er kaum alle Türen aufmachen können, worauf die Knaben erwiderten, dieser eine Schlüssel öffne überall. Der Kesselflicker dankte und die Buben sagten zum Abschiede, sie werden bald wiederkommen, um zu sehen, wie es ihm gefalle.

Nach einigen Tagen zeigten sie sich wieder und fragten nach seinem Befinden. Er sagte, er sei sehr zufrieden, nur sei es ein wenig langweilig, da er bis jetzt gar niemand gesehen habe; ob man ihm nicht erlauben wollte, seine Familie und etwa noch die Verwandten

zu holen? Die Buben entgegneten, er solle nur ein wenig Geduld haben, sie würden dann schon kommen, nicht alle, aber die meisten. Dann wiesen sie zum Dome hin: „Siehst du dort vor dem Portal den Bischof mit der Mütze und dem Krummstab? Der kann lange warten, er kommt nicht hinein."

Er dankte sehr und die Knaben verschwanden.

(Ems)

Das Bettelmädchen

Es lebte ein alter Burgvogt, der wünschte, daß einst sein Sohn, der junge Graf, heirate, damit das Burgvogtrecht in der Verwandtschaft bleibe. Der Vater gab nun ein Mahl, an dem er sich äußerte, daß sein Sohn demnächst heiraten werde. Der Sohn erwiderte dem Vater, daß er geneigt sei zu heiraten, nur solle man ihm die Wahl überlassen und nichts dagegen einwenden, ob er ein reiches oder ein armes Mädchen nach Hause bringe, die Hauptsache sei, daß sie ihm gefalle. Daraufhin unternahm er einen großen Spaziergang und kam durch ein Dorf, wo er ein Mädchen am Brunnen waschen sah, das ihm sehr gefiel. Wieder zu Hause angelangt, ließ er die Schneiderin kommen und eine Magd, die ungefähr von derselben Größe war wie das Brunnenmädchen, und befahl, für die Schöne ein Kleid anzumessen. Als das Kleid fertig war, ließ er den Wagen anspannen und fuhr mit dem neuen Kleid in das Dorf, vor das Haus des Mädchens, wo er ausstieg. Er fand Mutter und Tochter zu Hause. Er bat die Mutter um die Hand ihrer Tochter; er habe sie am

Brunnen gesehen und wünsche mich keine andere zur Frau. Die Mutter entgegnete: „Das ist gewiß nur ein Traum oder ein Scherz von Euch, Herr, ich bin arm und kann dem Mädchen nichts geben. Wenn Eure Neigung aber eine ernste ist, so will ich nicht dagegen sein." Da fragte er die Tochter, und diese erwiderte ihm dasselbe wie die Mutter. Da sagte der Herr zu dem Mädchen: „Ja, es ist mir Ernst, nur mußt du mir versprechen, in allen Fällen gehorsam zu sein!"

Sie versprach es mit Herz und Hand, und nun packte er das schöne Kleid aus, sie zog es an, und es paßte ihr gut; dann nahm er sie in den Wagen, fuhr mit ihr nach Hause und hielt Hochzeit.

Das arme Mädchen hatte sich bald in die vornehmen Verhältnisse hineingefunden. Nach zwei Jahren gebar sie ein Mädchen. Als es zwei Jahre alt war, sagte der Burgvogt zu seiner Frau: „Du hast mir versprochen, immer gehorsam zu sein; das Volk beginnt zu murren, daß das erstgeborne Kind nicht ein Bub ist, drum wäre es besser, wenn wir das Kind entfernten!" Die Mutter erwiderte: „Was ich versprochen, bin ich bereit zu halten!" Sie gab der Kleinen ihren Segen und ließ sie fortnehmen; sie wußte nicht, wohin sie kam und fragte auch nicht.

Nach weitern zwei Jahren gebar sie einen Sohn. Zwei Jahre verflossen, und da trat der Graf wieder vor sie und sagte: „Das Volk murrt, daß der Kleine der Sohn eines ehemaligen Bettelmädchens ist, drum ist es besser, wenn er fortkommt!" Die Mutter hatte nichts dagegen einzuwenden und erteilte ihrem Söhnchen den Segen. Beide Kinder wurden, ohne daß die

Mutter es wußte, zu Verwandten gebracht und dort standesgemäß erzogen.

Nach einigen Jahren trat der Graf wieder vor seine Frau und sagte: „Das Volk murrt gegen mich, daß ich dich geheiratet habe; wenn ich Frieden haben will, so müssen wir uns trennen. Geh du wieder in dein Elternhaus, dann werde ich eine Vornehme heiraten, und das Volk wird wieder zufrieden sein!" Die Frau wurde traurig und sagte: „Ich habe dir versprochen, in allen Teilen zu gehorchen und werde mein Wort halten, ohne zu murren!"

Da holte ihr der Gemahl die Bauernkleider, die er aufbewahrt; sie zog ihr schönes Gewand aus und schlüpfte in das Bettelkleid. Der Graf gab ihr einiges Geld mit, und sie zog wieder nach Hause. Die Mutter suchte sie zu trösten: „Ich habe es dir gesagt, es geht nicht lange, dann bist du ihm verleidet!"

Nach zwei Jahren ließ sie der Graf wieder in seine Burg rufen und sagen, sie möchte das Schloß putzen und fegen helfen, denn er wolle wieder heiraten. Sie gehorchte und fegte das Schloß mit den andern Dienstboten von oben bis unten. Dem Burgvogt gingen dabei die Augen über. Dann sagte er zu ihr: „Wenn ich nun Hochzeit halte, so sollst du allein mir aufwarten!" Sie nickte stumm und ging an die Arbeit. Am Hochzeitstage saß neben dem Grafen ein blutjunges, schönes Mädchen. Er fragte seine Aufwärterin, wie ihm die Braut gefalle. Sie antwortete: „Sie gefällt mir gut, nur wünsche ich, daß sie Euch immer gefallen möge bis an Euer Ende und sie nicht einst so hart abgewiesen wird wie ich!" Da fiel ihr der Graf um den Hals und

rief aus: „Ich wollte nie eine andere heiraten; die du da siehst und als meine Braut wähnst, ist unsere Tochter, die ich von dir genommen habe, und der schöne Jüngling neben ihr ist unser Sohn. Jetzt bist du wieder meine Gemahlin und lebst im Schlosse mit mir, und wir halten treu zusammen, bis der Tod uns trennen wird!"

Die verwünschte Königstochter.

Ein Königspaar hatte eine Tochter, die ihnen nicht zu Gefallen leben wollte. Da wurde der Vater so zornig, daß er sie verwünschte. Die Tochter fuhr aus dem Hause und verschwand. Das machte dem Vater großen Verdruß. Er ließ einen Ratgeber kommen, und dieser sagte: „Legt in eine Totengruft einen Sarg und stellt ein ganzes Jahr eine Wache daneben, dann werdet ihr die Tochter zurückbekommen!" Der König befolgte den Rat, aber jeden Morgen war die Wache tot, so daß sich zuletzt niemand mehr dafür hergeben wollte. Da kam ein Soldat, der am Königshof um Arbeit nachfragte. Der König stellte ihn als Wache an und führte ihn in die Gruft. Als der Soldat allein war, dachte er: „Da bleibe ich schon nicht; wenn die Nacht kommt, gehe ich fort, das Grab kann auch ohne Wache sein." Er sah sich um, wie er entfliehen könne, ging und öffnete das Fenster der Totengruft, und als es nachtete, schlüpfte er zum Fenster hinaus. Da stand ein graues Männchen davor, das ihn ansprach:

„Hans, halt ein,
es soll dein Glück sein!

Geh nur wieder hinein, es wird dir nichts geschehen. Verstecke dich ein Viertel vor Mitternacht hinter dem Altar der Totengruft!" Der Soldat ging wieder durchs Fenster zurück und wachte. Ein Viertel vor zwölf versteckte er sich und um Mitternacht entstand ein großer Lärm. Die toten Leiber regten sich, um die Wache zu suchen und zu zerreißen. Ein Viertel nach zwölf hörte der Lärm wieder auf und der Soldat konnte seine Wacht wieder verrichten. Als der König am Morgen kam, war er erstaunt, die Wache gesund und lustig anzutreffen. Der Soldat dachte: „Heute Nacht kann mir das graue Männchen sagen, was es will, ich bleibe nicht in der Gruft!" Bei Einbruch der Nacht schlüpfte er wieder zum Fenster hinaus, um fortzugehen. Da rief ihm das Männchen wieder zu:

„Hans, halt ein,
es soll dein Glück sein!"

Er solle sich ein Viertel vor zwölf hinter dem Betstuhl verstecken und sich nicht fürchten. Der Soldat befolgte den Rat, versteckte sich, und kurz vor Mitternacht kam der Geist wieder, tobte und lärmte, und als er keine Wache fand, verschwand er wieder. Am Morgen kam der König und fand zum großen Erstaunen die Wache noch am Leben.

Der Soldat aber dachte, diese Nacht bleibe er dann schon nicht. Als er fliehen wollte, rief das Männchen:

„Hans, halt ein,
es soll dein Glück sein!

Verstecke dich vor Mitternacht an dem Ort, wo man singen wird." Der Soldat befolgte den Rat wiederum. Ein Viertel vor zwölf kam der Geist und lärmte eine

7*

halbe Stunde lang, dann trat er in einer abscheulichen Gestalt vor den Soldaten, tat ihm aber nichts zuleide. Plötzlich verwandelte sich der Geist in die Königstochter, und der Soldat und die Prinzessin hielten bald darauf Hochzeit. (Ems)

Die Sternkinder

Ein König ließ verkünden, wer nach Feierabend noch Licht habe, müsse des Todes sterben. Nebenaus in einer Hütte wohnten zwei arme Spinnerinnen. Die eine ging schlafen, und die andere schlief über dem Spinnrad ein. Da kam die Polizei und fragte, warum sie noch Licht hätte. Sie erwiderte, sie habe gesponnen, sei dabei eingeschlafen und habe geträumt, sie werde zwei Kindern das Leben schenken, und das eine werde einen goldenen, das andere einen silbernen Stern auf der Brust tragen. Da wurde die Jungfer vor den König geführt. Dieser fragte sie, warum sie seine Befehle nicht ausgeführt habe. Sie sagte, sie müsse sich mit dem Spinnen das Brot verdienen; über der Arbeit sei sie eingeschlafen, und das Licht habe über den Feierabend hinaus gebrannt. Dann erzählte sie dem König den Traum. Dieser sann darüber nach und ließ sie wieder frei.

Der Sohn des Königs hatte das schöne Mädchen gesehen, es lieb bekommen, und eines Tages ging er hin, holte es aus der Hütte weg und nahm es zur Frau. Der Vater starb, aber die Mutter lebte noch, und diese haßte die junge Königin und sann nach, wie sie der ehemaligen Spinnerin das Leben sauer machen könnte. Die junge Königin schenkte während der Abwesenheit

ihres Gemahls zwei Söhnchen das Leben, und das eine trug richtig einen goldenen, das andere einen silbernen Stern auf der Brust. Während die Mutter schlief, ließ die alte Königin die Kinder entfernen, in einem Korb im Wald an einen Baum hängen, so daß sie ihrem Schicksal überlassen blieben. Zu der Mutter sagte die Alte, sie hätte eine Mißgeburt gehabt, und die Kinder seien tot. „Ich habe sie doch schreien hören," sagte die Mutter. „Das hast du nur geträumt," fuhr die böse Königin fort.

Da fand ein alter Jäger auf seinem Streifzug den Korb mit den schreienden Kindern. Er hatte selbst zehn Kinder zu Hause, aber er dachte, noch zwei dazu gebe nicht viel mehr zu tun. Er nahm den Korb und trug ihn nach Hause. Seine Frau schlug die Hände zusammen: „Was, du bringst noch zwei, und wir wissen selbst nicht, was wir unsern zehn Kindern zu essen geben wollen!" Der Jäger aber sagte: „Siehst du nicht die Sterne auf der Brust, hier den goldenen und hier den silbernen, das sind gewiß Herrenkinder!"

So blieben die Knaben in der Jägersfamilie und wuchsen mit den andern Kindern auf. Als sie groß waren, sagte der Jäger zu ihnen: „In Gottes Namen, jetzt müßt ihr gehen, ich bin zu alt, um die ganze Familie zu ernähren!" Er gab ihnen einen Zettel mit, worauf stand, daß er sie einst im Walde gefunden und daß sie beide einen Stern auf der Brust trügen. Die Knaben reisten fort und kamen zu einer Burg, wo sie um Arbeit fragten. Der Burgvogt sagte, zwei so junge Bürschchen könne er nicht brauchen, aber als sie ihm den Zettel des ihm befreundeten Jägers zeigten, stellte

er sie an und erteilte ihnen den Auftrag, den Garten zu bewässern und zu pflegen. Die Knaben dienten hier mehrere Jahre und hielten immer treu zusammen mit der Magd des Burgherrn, die den Kindern oft zusah und ihnen alles zuliebe tat.

Bald ging der Lärm durchs Land, daß bei dem Burgherrn zwei Knaben dienten mit Sternen auf der Brust, und diese Märe drang auch zu den Ohren des Königs. Seine Frau war längst nicht mehr bei ihm. Er war sehr aufgebracht gewesen gegen sie, weil sie ihm keine Kinder geschenkt, und als er in den Krieg zog, verkaufte die böse Mutter die Königin als Sklavin in ein fremdes Land. Dann wurde sie wieder verkauft und kam als Magd auf die Burg, wo die beiden Knaben, ihre Kinder, dienten. Die böse Mutter hatte dem König nach seiner Rückkehr aus dem Krieg gesagt, seine Frau sei ihm während der Abwesenheit untreu geworden, und sie hätte sie deshalb fortschaffen müssen.

Als der König nun die Kunde von den Sternenkindern vernahm, besann er sich wieder des Traumes seiner verschwundenen Frau. Der König fragte sich, ob seine Frau wohl irgendwo noch am Leben sei, und eines Tages sagte er zu der Mutter: „Ich gehe, die beiden sonderbaren Knaben aufzusuchen!“ Da gab sie ihm einen betäubenden Trank, so daß er nicht fortgehen konnte. Als er zum zweitenmal denselben Wunsch äußerte, mischte sie wieder ein Pulver in seinen Trank, der ihn wiederum betäubte. Beim drittenmal sagte er nur, er unternehme eine Lustreise und kehre abends nicht zurück.

Da erschien er auf der Burg. Die Magd erkannte

ihn sofort, er sie aber nicht. Die beiden Knaben wurden ihm vorgeführt und sie mußten sich entblößen. Auf der Brust glänzten der goldene und der silberne Stern. Da verlangte die Magd auch vorgeführt zu werden, was ihr erlaubt wurde. Sie fragte den König, ob sie ihm ihre Lebensgeschichte erzählen dürfe. Der König war gern bereit, sie anzuhören, und nun vernahm er den Betrug, den seine schändliche Mutter verübt, erkannte seine Gemahlin wieder und schloß sie mit den Knaben in die Arme. Er zog mit allen dreien auf sein Schloß, ließ seine Mutter ins Gefängnis werfen und den Scheiterhaufen errichten. Als sie auf den Platz geführt wurde und als Hexe den Scheiterhaufen bestieg, mußte sie noch sehen, wie der König seine Gemahlin, die wieder die Krone trug, im Arme hielt, und wie sich die beiden Knaben an ihre Eltern schmiegten, dann wurde der Brand in den Stoß geworfen und die Hexe verbrannt. (Ems)

Die vier lustigen Gesellen

Eine Witwe hatte einen halbwüchsigen Sohn, der von außerordentlicher Stärke war. Eines Tages sandte sie ihn in den Wald, um Holz zu holen. Er drehte grad eine Tanne samt der Wurzel aus, als ein Geselle des Weges kam, stehen blieb und sagte: „O, du bist ein starker Bursche, willst du mit mir kommen?" „Es ist mir gleich," sagte der Bub, „nur muß ich der Mutter zuerst den Arm voll Holz bringen, damit sie feuern kann!" Er nahm die gefällten Tannen unter den Arm, und der Fremde begleitete ihn. „So, Mutter, da habt

Wasser, und sofort bedeckte sich sein Leib mit einer jungen weichen Haut und die schrecklichen Schmerzen lösten sich auf in ein wunderbares Wohlbehagen. Dann zogen sie ihm ein feines Musselinhemd an und sagten, jetzt dürfe er in den Chor gehen. Sie geleiteten ihn selbst dorthin, hießen ihn in einen großen schönen Stuhl knien und den himmlischen Vater um ein prächtiges ewiges Hüttchen bitten, grad wie er es sich wünschen möchte. Er kniete nieder und betete das Vater unser. Kaum war er damit zu Ende, so erschienen die Meßbuben wieder und winkten ihm zu folgen, um einem andern Platz zu machen. Draußen angekommen, wanderten sie fast eine halbe Stunde lang auf einer schön belegten Straße bis zu einem Weinberg, der voll reifer Früchte hing. „Iß, so viel es dich gelüstet," sagten sie. Er gehorchte, aber jedesmal, wenn er eine Beere pflükken wollte, war er schon satt.

Als er alle Sorten probiert hatte, überreichten sie ihm an einem grünen Bande den Schlüssel zu seinem Hause, das er nun bewohnen sollte. Sie geleiteten ihn bis dorthin und öffneten die Türe. Er sagte, mit einem Schlüssel werde er kaum alle Türen aufmachen können, worauf die Knaben erwiderten, dieser eine Schlüssel öffne überall. Der Kesselflicker dankte und die Buben sagten zum Abschiede, sie werden bald wiederkommen, um zu sehen, wie es ihm gefalle.

Nach einigen Tagen zeigten sie sich wieder und fragten nach seinem Befinden. Er sagte, er sei sehr zufrieden, nur sei es ein wenig langweilig, da er bis jetzt gar niemand gesehen habe; ob man ihm nicht erlauben wollte, seine Familie und etwa noch die Verwandten

zu holen? Die Buben entgegneten, er solle nur ein wenig Geduld haben, sie würden dann schon kommen, nicht alle, aber die meisten. Dann wiesen sie zum Dome hin: „Siehst du dort vor dem Portal den Bischof mit der Mütze und dem Krummstab? Der kann lange warten, er kommt nicht hinein.“

Er dankte sehr und die Knaben verschwanden.

(Ems)

Das Bettelmädchen

Es lebte ein alter Burgvogt, der wünschte, daß einst sein Sohn, der junge Graf, heirate, damit das Burgvogtrecht in der Verwandtschaft bleibe. Der Vater gab nun ein Mahl, an dem er sich äußerte, daß sein Sohn demnächst heiraten werde. Der Sohn erwiderte dem Vater, daß er geneigt sei zu heiraten, nur solle man ihm die Wahl überlassen und nichts dagegen einwenden, ob er ein reiches oder ein armes Mädchen nach Hause bringe, die Hauptsache sei, daß sie ihm gefalle. Daraufhin unternahm er einen großen Spaziergang und kam durch ein Dorf, wo er ein Mädchen am Brunnen waschen sah, das ihm sehr gefiel. Wieder zu Hause angelangt, ließ er die Schneiderin kommen und eine Magd, die ungefähr von derselben Größe war wie das Brunnenmädchen, und befahl, für die Schöne ein Kleid anzumessen. Als das Kleid fertig war, ließ er den Wagen anspannen und fuhr mit dem neuen Kleid in das Dorf, vor das Haus des Mädchens, wo er ausstieg. Er fand Mutter und Tochter zu Hause. Er bat die Mutter um die Hand ihrer Tochter; er habe sie am

Brunnen gesehen und wünsche sich keine andere zur Frau. Die Mutter entgegnete: „Das ist gewiß nur ein Traum oder ein Scherz von Euch, Herr, ich bin arm und kann dem Mädchen nichts geben. Wenn Eure Neigung aber eine ernste ist, so will ich nicht dagegen sein!" Da fragte er die Tochter, und diese erwiderte ihm dasselbe wie die Mutter. Da sagte der Herr zu dem Mädchen: „Ja, es ist mir Ernst, nur mußt du mir versprechen, in allen Fällen gehorsam zu sein!"

Sie versprach es mit Herz und Hand, und nun packte er das schöne Kleid aus, sie zog es an, und es paßte ihr gut; dann nahm er sie in den Wagen, fuhr mit ihr nach Hause und hielt Hochzeit.

Das arme Mädchen hatte sich bald in die vornehmen Verhältnisse hineingefunden. Nach zwei Jahren gebar sie ein Mädchen. Als es zwei Jahre alt war, sagte der Burgvogt zu seiner Frau: „Du hast mir versprochen, immer gehorsam zu sein; das Volk beginnt zu murren, daß das erstgeborne Kind nicht ein Bub ist, drum wäre es besser, wenn wir das Kind entfernten!" Die Mutter erwiderte: „Was ich versprochen, bin ich bereit zu halten!" Sie gab der Kleinen ihren Segen und ließ sie fortnehmen; sie wußte nicht, wohin sie kam und fragte auch nicht.

Nach weitern zwei Jahren gebar sie einen Sohn. Zwei Jahre verflossen, und da trat der Graf wieder vor sie und sagte: „Das Volk murrt, daß der Kleine der Sohn eines ehemaligen Bettelmädchens ist, drum ist es besser, wenn er fortkommt!" Die Mutter hatte nichts dagegen einzuwenden und erteilte ihrem Söhnchen den Segen. Beide Kinder wurden, ohne daß die

Mutter es wußte, zu Verwandten gebracht und dort standesgemäß erzogen.

Nach einigen Jahren trat der Graf wieder vor seine Frau und sagte: „Das Volk murrt gegen mich, daß ich dich geheiratet habe; wenn ich Frieden haben will, so müssen wir uns trennen. Geh du wieder in dein Elternhaus, dann werde ich eine Vornehme heiraten, und das Volk wird wieder zufrieden sein!" Die Frau wurde traurig und sagte: „Ich habe dir versprochen, in allen Teilen zu gehorchen und werde mein Wort halten, ohne zu murren!"

Da holte ihr der Gemahl die Bauernkleider, die er aufbewahrt; sie zog ihr schönes Gewand aus und schlüpfte in das Bettelkleid. Der Graf gab ihr einiges Geld mit, und sie zog wieder nach Hause. Die Mutter suchte sie zu trösten: „Ich habe es dir gesagt, es geht nicht lange, dann bist du ihm verleidet!"

Nach zwei Jahren ließ sie der Graf wieder in seine Burg rufen und sagen, sie möchte das Schloß putzen und fegen helfen, denn er wolle wieder heiraten. Sie gehorchte und fegte das Schloß mit den andern Dienstboten von oben bis unten. Dem Burgvogt gingen dabei die Augen über. Dann sagte er zu ihr: „Wenn ich nun Hochzeit halte, so sollst du allein mir aufwarten!" Sie nickte stumm und ging an die Arbeit. Am Hochzeitstage saß neben dem Grafen ein blutjunges, schönes Mädchen. Er fragte seine Aufwärterin, wie ihm die Braut gefalle. Sie antwortete: „Sie gefällt mir gut, nur wünsche ich, daß sie Euch immer gefallen möge bis an Euer Ende und sie nicht einst so hart abgewiesen wird wie ich!" Da fiel ihr der Graf um den Hals und

rief aus: „Ich wollte nie eine andere heiraten; die du da siehst und als meine Braut wähnst, ist unsere Tochter, die ich von dir genommen habe, und der schöne Jüngling neben ihr ist unser Sohn. Jetzt bist du wieder meine Gemahlin und lebst im Schlosse mit mir, und wir halten treu zusammen, bis der Tod uns trennen wird!"

Die verwünschte Königstochter.

Ein Königspaar hatte eine Tochter, die ihnen nicht zu Gefallen leben wollte. Da wurde der Vater so zornig, daß er sie verwünschte. Die Tochter fuhr aus dem Hause und verschwand. Das machte dem Vater großen Verdruß. Er ließ einen Ratgeber kommen, und dieser sagte: „Legt in eine Totengruft einen Sarg und stellt ein ganzes Jahr eine Wache daneben, dann werdet ihr die Tochter zurückbekommen!" Der König befolgte den Rat, aber jeden Morgen war die Wache tot, so daß sich zuletzt niemand mehr dafür hergeben wollte. Da kam ein Soldat, der am Königshof um Arbeit nachfragte. Der König stellte ihn als Wache an und führte ihn in die Gruft. Als der Soldat allein war, dachte er: „Da bleibe ich schon nicht; wenn die Nacht kommt, gehe ich fort, das Grab kann auch ohne Wache sein." Er sah sich um, wie er entfliehen könne, ging und öffnete das Fenster der Totengruft, und als es nachtete, schlüpfte er zum Fenster hinaus. Da stand ein graues Männchen davor, das ihn ansprach:

„Hans, halt ein,
es soll dein Glück sein!

Geh nur wieder hinein, es wird dir nichts geschehen. Verstecke dich ein Viertel vor Mitternacht hinter dem Altar der Totengruft!" Der Soldat ging wieder durchs Fenster zurück und wachte. Ein Viertel vor zwölf versteckte er sich und um Mitternacht entstand ein großer Lärm. Die toten Leiber regten sich, um die Wache zu suchen und zu zerreißen. Ein Viertel nach zwölf hörte der Lärm wieder auf und der Soldat konnte seine Wacht wieder verrichten. Als der König am Morgen kam, war er erstaunt, die Wache gesund und lustig anzutreffen. Der Soldat dachte: „Heute Nacht kann mir das graue Männchen sagen, was es will, ich bleibe nicht in der Gruft!" Bei Einbruch der Nacht schlüpfte er wieder zum Fenster hinaus, um fortzugehen. Da rief ihm das Männchen wieder zu:

„Hans, halt ein,
es soll dein Glück sein!"

Er solle sich ein Viertel vor zwölf hinter dem Betstuhl verstecken und sich nicht fürchten. Der Soldat befolgte den Rat, versteckte sich, und kurz vor Mitternacht kam der Geist wieder, tobte und lärmte, und als er keine Wache fand, verschwand er wieder. Am Morgen kam der König und fand zum großen Erstaunen die Wache noch am Leben.

Der Soldat aber dachte, diese Nacht bleibe er dann schon nicht. Als er fliehen wollte, rief das Männchen:

„Hans, halt ein,
es soll dein Glück sein!

Verstecke dich vor Mitternacht an dem Ort, wo man singen wird." Der Soldat befolgte den Rat wiederum. Ein Viertel vor zwölf kam der Geist und lärmte eine

7*

halbe Stunde lang, dann trat er in einer abscheulichen Gestalt vor den Soldaten, tat ihm aber nichts zuleide. Plötzlich verwandelte sich der Geist in die Königstochter, und der Soldat und die Prinzessin hielten bald darauf Hochzeit. (Ems)

Die Sternkinder

Ein König ließ verkünden, wer nach Feierabend noch Licht habe, müsse des Todes sterben. Nebenaus in einer Hütte wohnten zwei arme Spinnerinnen. Die eine ging schlafen, und die andere schlief über dem Spinnrad ein. Da kam die Polizei und fragte, warum sie noch Licht hätte. Sie erwiderte, sie habe gesponnen, sei dabei eingeschlafen und habe geträumt, sie werde zwei Kindern das Leben schenken, und das eine werde einen goldenen, das andere einen silbernen Stern auf der Brust tragen. Da wurde die Jungfer vor den König geführt. Dieser fragte sie, warum sie seine Befehle nicht ausgeführt habe. Sie sagte, sie müsse sich mit dem Spinnen das Brot verdienen; über der Arbeit sei sie eingeschlafen, und das Licht habe über den Feierabend hinaus gebrannt. Dann erzählte sie dem König den Traum. Dieser sann darüber nach und ließ sie wieder frei.

Der Sohn des Königs hatte das schöne Mädchen gesehen, es lieb bekommen, und eines Tages ging er hin, holte es aus der Hütte weg und nahm es zur Frau. Der Vater starb, aber die Mutter lebte noch, und diese haßte die junge Königin und sann nach, wie sie der ehemaligen Spinnerin das Leben sauer machen könnte. Die junge Königin schenkte während der Abwesenheit

ihres Gemahls zwei Söhnchen das Leben, und das eine trug richtig einen goldenen, das andere einen silbernen Stern auf der Brust. Während die Mutter schlief, ließ die alte Königin die Kinder entfernen, in einem Korb im Wald an einen Baum hängen, so daß sie ihrem Schicksal überlassen blieben. Zu der Mutter sagte die Alte, sie hätte eine Mißgeburt gehabt, und die Kinder seien tot. „Ich habe sie doch schreien hören," sagte die Mutter. „Das hast du nur geträumt," fuhr die böse Königin fort.

Da fand ein alter Jäger auf seinem Streifzug den Korb mit den schreienden Kindern. Er hatte selbst zehn Kinder zu Hause, aber er dachte, noch zwei dazu gebe nicht viel mehr zu tun. Er nahm den Korb und trug ihn nach Hause. Seine Frau schlug die Hände zusammen: „Was, du bringst noch zwei, und wir wissen selbst nicht, was wir unsern zehn Kindern zu essen geben wollen!" Der Jäger aber sagte: „Siehst du nicht die Sterne auf der Brust, hier den goldenen und hier den silbernen, das sind gewiß Herrenkinder!"

So blieben die Knaben in der Jägersfamilie und wuchsen mit den andern Kindern auf. Als sie groß waren, sagte der Jäger zu ihnen: „In Gottes Namen, jetzt müßt ihr gehen, ich bin zu alt, um die ganze Familie zu ernähren!" Er gab ihnen einen Zettel mit, worauf stand, daß er sie einst im Walde gefunden und daß sie beide einen Stern auf der Brust trügen. Die Knaben reisten fort und kamen zu einer Burg, wo sie um Arbeit fragten. Der Burgvogt sagte, zwei so junge Bürschchen könne er nicht brauchen, aber als sie ihm den Zettel des ihm befreundeten Jägers zeigten, stellte

er, sie an und erteilte ihnen den Auftrag, den Garten zu bewässern und zu pflegen. Die Knaben dienten hier mehrere Jahre und hielten immer treu zusammen mit der Magd des Burgherrn, die den Kindern oft zusah und ihnen alles zuliebe tat.

Bald ging der Lärm durchs Land, daß bei dem Burgherrn zwei Knaben dienten mit Sternen auf der Brust, und diese Märe drang auch zu den Ohren des Königs. Seine Frau war längst nicht mehr bei ihm. Er war sehr aufgebracht gewesen gegen sie, weil sie ihm keine Kinder geschenkt, und als er in den Krieg zog, verkaufte die böse Mutter die Königin als Sklavin in ein fremdes Land. Dann wurde sie wieder verkauft und kam als Magd auf die Burg, wo die beiden Knaben, ihre Kinder, dienten. Die böse Mutter hatte dem König nach seiner Rückkehr aus dem Krieg gesagt, seine Frau sei ihm während der Abwesenheit untreu geworden, und sie hätte sie deshalb fortschaffen müssen.

Als der König nun die Kunde von den Sternenkindern vernahm, besann er sich wieder des Traumes seiner verschwundenen Frau. Der König fragte sich, ob seine Frau wohl irgendwo noch am Leben sei, und eines Tages sagte er zu der Mutter: „Ich gehe, die beiden sonderbaren Knaben aufzusuchen!“ Da gab sie ihm einen betäubenden Trank, so daß er nicht fortgehen konnte. Als er zum zweitenmal denselben Wunsch äußerte, mischte sie wieder ein Pulver in seinen Trank, der ihn wiederum betäubte. Beim drittenmal sagte er nur, er unternehme eine Lustreise und kehre abends nicht zurück.

Da erschien er auf der Burg. Die Magd erkannte

ihn sofort, er sie aber nicht. Die beiden Knaben wurden ihm vorgeführt und sie mußten sich entblößen. Auf der Brust glänzten der goldene und der silberne Stern. Da verlangte die Magd auch vorgeführt zu werden, was ihr erlaubt wurde. Sie fragte den König, ob sie ihm ihre Lebensgeschichte erzählen dürfe. Der König war gern bereit, sie anzuhören, und nun vernahm er den Betrug, den seine schändliche Mutter verübt, erkannte seine Gemahlin wieder und schloß sie mit den Knaben in die Arme. Er zog mit allen dreien auf sein Schloß, ließ seine Mutter ins Gefängnis werfen und den Scheiterhaufen errichten. Als sie auf den Platz geführt wurde und als Hexe den Scheiterhaufen bestieg, mußte sie noch sehen, wie der König seine Gemahlin, die wieder die Krone trug, im Arme hielt, und wie sich die beiden Knaben an ihre Eltern schmiegten, dann wurde der Brand in den Stoß geworfen und die Hexe verbrannt. (Ems)

Die vier lustigen Gesellen

Eine Witwe hatte einen halbwüchsigen Sohn, der von außerordentlicher Stärke war. Eines Tages sandte sie ihn in den Wald, um Holz zu holen. Er drehte grad eine Tanne samt der Wurzel aus, als ein Geselle des Weges kam, stehen blieb und sagte: „O, du bist ein starker Bursche, willst du mit mir kommen?“ „Es ist mir gleich,“ sagte der Bub, „nur muß ich der Mutter zuerst den Arm voll Holz bringen, damit sie feuern kann!“ Er nahm die gefällten Tannen unter den Arm, und der Fremde begleitete ihn. „So, Mutter, da habt

Ihr Holz, ich will eine Reise machen und die Welt ansehen!" Die Mutter jammerte: „Wer sorgt denn für mich?" „Laßt mich nur gehen, ich will dann schon für Euch sorgen!" „So geh in Gottes Namen, aber sieh, daß dir kein Unglück zustößt!"

Der Mann, den der Bub begleitete, war ein Stelzfuß. Er hatte den Unterschenkel nach oben gebunden, humpelte aber gleichwohl so schnell davon, daß der Bub kaum folgen konnte. Als sie eine Strecke weit gereist waren, spürten beide großen Hunger. Der Bub sagte: „Wir wollen jetzt um Essen ausschauen, aber ich habe kein Geld!" Da sagte der Stelzfuß: „Ich habe auch keines, aber das macht nichts, weiter drin im Wald gibt es Wild!" „Aber wir haben ja kein Gewehr!" „Das Wild fange ich mit der Hand! Sieh, ich habe das eine Bein aufgebunden, damit ich nicht zu schnell laufe. Mit dem einen Bein jage ich das Kleinwild und mit beiden fange ich das Hochwild ein!"

Sie wanderten ein Stück weit in den Wald hinein und erblickten einen Hasen. Der Stelzfuß sprang ihm nach und erwischte ihn nach wenigen Sprüngen. Sie töteten ihn und brieten ihn am Feuer. Dann zogen sie weiter. Da begegnete ihnen ein Geselle, der den Hut ganz hinten am Kopfe trug. Sie fragten ihn, ob er mit ihnen ziehen wolle. Er sagte, ja gerne. Da fragte ihn der Stelzfuß: „Warum bist du so stolz und trägst den Hut ganz auf einer Seite des Kopfes?" „Ich bin gar nicht stolz," sagte der andere, „ich trage den Hut nur so, damit die Sonne neben dem Hut durch auf die Erde scheinen kann; wenn ich den Hut mitten auf dem Kopf trüge wie ihr, würde es viel zu kalt!"

Da waren sie voller Freude über den neuen Gefährten und sagten: „Das ist bequem, wenn es zu heiß wird, so brauchst du den Hut nur höher zu rücken, dann sind wir am Schatten!"

Die drei wanderten nun zusammen und stiegen auf einen Hügel. Da lag einer auf dem Bauch, der ein Nasenloch verstopft hatte. Nicht weit davon standen drei Mühlen, deren Räder sich lustig drehten, obschon es ganz windstill war. Sie fragten den Burschen, was er da mache und warum er das eine Nasenloch verstopft habe. „Ei, das seht ihr wohl, ich treibe die drei Windmühlen. Hätte ich das eine Nasenloch nicht zugestopft, so würden die Mühlen samt allem in die Luft fliegen!" Der Bursche gefiel den drei Gesellen, und sie fragten ihn, ob er mit ihnen ziehen wolle. Er war einverstanden, und so reisten sie alle vier zusammen. Geld hatte keiner von ihnen. Da kamen sie in eine große Stadt und vernahmen, daß ein Bote des Königs ausrief: „Wem es gelingt, die große Sandwüste jenseits des Waldes in guten Boden zu verwandeln, erhält die Tochter des Königs zur Frau!" Die Gefährten schauten auf den Mann mit den Windmühlen-Nasenflügeln und sagten: „Du bläsest den Sand weg, du kannst es schon machen!" Sie beschlossen, in die Hofburg hinaufzusteigen. Dort angekommen, ließen sie sich vor den König führen, und der Bläser sagte, er wolle das Kunststück probieren. Der König ließ ihm ein gutes Essen auftragen, und nun wurde der Bläser in die Wüste geführt. Unterwegs stopfte er beide Nasenlöcher zu. Als er die unendliche Wüste sah, sagte er, das sei wohl zu schwer für ihn, aber er wolle es im-

[illegible]. Als seine Begleiter [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] in langer Zeit [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] im [illegible]
[illegible] zur Frau [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] das Gold bald [illegible]
[illegible]. Der König ließ nun alles Gold [illegible]
[illegible] eine ganze Reihe [illegible]
[illegible] voll [illegible]
[illegible], ob sie genug [illegible]
[illegible]. Aber sie haben [illegible]
[illegible] das Gold tragen sollte [illegible]
[illegible] und sagte: „Das nehme [illegible]
[illegible]" [illegible] waren, warf [illegible]
[illegible] damit fort. [illegible]
[illegible] Gold, und er sagte: [illegible]
[illegible] und dafür das [illegible]
[illegible], mit seiner Armee [illegible]
[illegible] und sie zusammenzuhalten [illegible]
[illegible] zurückschauten, [illegible]
[illegible] Wachen [illegible]
[illegible] das Gold auf den Boden [illegible]

den andern an zu jammern: „Jetzt schlagen sie uns tot, und wir haben nichts von dem vielen Geld!" Der starke Bläser aber verstopfte die Nasenflügel, lief dem Heer entgegen, und als die Spitze ganz nahe war, nahm er die Stöpsel heraus und blies. Da flog die ganze Armee in die Luft.

Der König war trostlos bei der Nachricht und fragte sich, was er wohl machen müsse, um wieder zu dem Gelde zu gelangen. Er gedachte die Gesellen mit List zu fangen. Er sandte Freundschaftsboten zu ihnen mit der Meldung, er sei bereit, dem Bläser die Tochter zur Frau zu geben, nur müßten sie ihm dafür das Geld zurückerstatten. Die vier Gesellen waren damit einverstanden, und der Bub trug die Säcke wieder in den Hof zurück. Der König hatte den eisernen Käfig aufstellen lassen, den er für die wilden Tiere gebrauchte, und alle vier wurden nun in den Käfig gesperrt. Dann wurden mächtige Stöße dürren Holzes ringsum aufgeschichtet und mit Stroh in Brand gesteckt. Aber je mehr sie draußen feuerten, desto lustiger wurden die Gesellen im Käfig, denn der mit dem Hut auf der Seite des Kopfes schob ihn immer höher und höher hinauf, je mehr die Flammen prasselten, und zuletzt froren die draußen bei dem Feuer, daß ihnen elend wurde. Die Burschen wurden unversehrt aus dem Käfig gelassen, und der König ergab sich in sein Schicksal. Er gab dem Bläser die Tochter zur Frau, und die andern sollten im Reich Anstellung finden. Den Stelzfuß fragte er, wozu er tauglich sei, und warum er das linke Bein aufgebunden habe. Dieser sagte: „Der Jagd wegen; in der Tiefe muß ich das Bein aufbinden, denn

rief aus: „Ich wollte nie eine andere heiraten; die du da siehst und als meine Braut wähnst, ist unsere Tochter, die ich von dir genommen habe, und der schöne Jüngling neben ihr ist unser Sohn. Jetzt bist du wieder meine Gemahlin und lebst im Schlosse mit mir, und wir halten treu zusammen, bis der Tod uns trennen wird!"

Die verwünschte Königstochter.

Ein Königspaar hatte eine Tochter, die ihnen nicht zu Gefallen leben wollte. Da wurde der Vater so zornig, daß er sie verwünschte. Die Tochter fuhr aus dem Hause und verschwand. Das machte dem Vater großen Verdruß. Er ließ einen Ratgeber kommen, und dieser sagte: „Legt in eine Totengruft einen Sarg und stellt ein ganzes Jahr eine Wache daneben, dann werdet ihr die Tochter zurückbekommen!" Der König befolgte den Rat, aber jeden Morgen war die Wache tot, so daß sich zuletzt niemand mehr dafür hergeben wollte. Da kam ein Soldat, der am Königshof um Arbeit nachfragte. Der König stellte ihn als Wache an und führte ihn in die Gruft. Als der Soldat allein war, dachte er: „Da bleibe ich schon nicht; wenn die Nacht kommt, gehe ich fort, das Grab kann auch ohne Wache sein." Er sah sich um, wie er entfliehen könne, ging und öffnete das Fenster der Totengruft, und als es nachtete, schlüpfte er zum Fenster hinaus. Da stand ein graues Männchen davor, das ihn ansprach:

„Hans, halt ein,
es soll dein Glück sein!

Geh nur wieder hinein, es wird dir nichts geschehen. Verstecke dich ein Viertel vor Mitternacht hinter dem Altar der Totengruft!" Der Soldat ging wieder durchs Fenster zurück und wachte. Ein Viertel vor zwölf versteckte er sich und um Mitternacht entstand ein großer Lärm. Die toten Leiber regten sich, um die Wache zu suchen und zu zerreißen. Ein Viertel nach zwölf hörte der Lärm wieder auf und der Soldat konnte seine Wacht wieder verrichten. Als der König am Morgen kam, war er erstaunt, die Wache gesund und lustig anzutreffen. Der Soldat dachte: „Heute Nacht kann mir das graue Männchen sagen, was es will, ich bleibe nicht in der Gruft!" Bei Einbruch der Nacht schlüpfte er wieder zum Fenster hinaus, um fortzugehen. Da rief ihm das Männchen wieder zu:

„Hans, halt ein,
es soll dein Glück sein!"

Er solle sich ein Viertel vor zwölf hinter dem Betstuhl verstecken und sich nicht fürchten. Der Soldat befolgte den Rat, versteckte sich, und kurz vor Mitternacht kam der Geist wieder, tobte und lärmte, und als er keine Wache fand, verschwand er wieder. Am Morgen kam der König und fand zum großen Erstaunen die Wache noch am Leben.

Der Soldat aber dachte, diese Nacht bleibe er dann schon nicht. Als er fliehen wollte, rief das Männchen:

„Hans, halt ein,
es soll dein Glück sein!

Verstecke dich vor Mitternacht an dem Ort, wo man singen wird." Der Soldat befolgte den Rat wiederum. Ein Viertel vor zwölf kam der Geist und lärmte eine

halbe Stunde lang, dann trat er in einer abscheulichen Gestalt vor den Soldaten, tat ihm aber nichts zuleide. Plötzlich verwandelte sich der Geist in die Königstochter, und der Soldat und die Prinzessin hielten bald darauf Hochzeit. (Ems)

Die Sternkinder

Ein König ließ verkünden, wer nach Feierabend noch Licht habe, müsse des Todes sterben. Nebenaus in einer Hütte wohnten zwei arme Spinnerinnen. Die eine ging schlafen, und die andere schlief über dem Spinnrad ein. Da kam die Polizei und fragte, warum sie noch Licht hätte. Sie erwiderte, sie habe gesponnen, sei dabei eingeschlafen und habe geträumt, sie werde zwei Kindern das Leben schenken, und das eine werde einen goldenen, das andere einen silbernen Stern auf der Brust tragen. Da wurde die Jungfer vor den König geführt. Dieser fragte sie, warum sie seine Befehle nicht ausgeführt habe. Sie sagte, sie müsse sich mit dem Spinnen das Brot verdienen; über der Arbeit sei sie eingeschlafen, und das Licht habe über den Feierabend hinaus gebrannt. Dann erzählte sie dem König den Traum. Dieser sann darüber nach und ließ sie wieder frei.

Der Sohn des Königs hatte das schöne Mädchen gesehen, es lieb bekommen, und eines Tages ging er hin, holte es aus der Hütte weg und nahm es zur Frau. Der Vater starb, aber die Mutter lebte noch, und diese haßte die junge Königin und sann nach, wie sie der ehemaligen Spinnerin das Leben sauer machen könnte. Die junge Königin schenkte während der Abwesenheit

ihres Gemahls zwei Söhnchen das Leben, und das eine trug richtig einen goldenen, das andere einen silbernen Stern auf der Brust. Während die Mutter schlief, ließ die alte Königin die Kinder entfernen, in einem Korb im Wald an einen Baum hängen, so daß sie ihrem Schicksal überlassen blieben. Zu der Mutter sagte die Alte, sie hätte eine Mißgeburt gehabt, und die Kinder seien tot. „Ich habe sie doch schreien hören," sagte die Mutter. „Das hast du nur geträumt," fuhr die böse Königin fort.

Da fand ein alter Jäger auf seinem Streifzug den Korb mit den schreienden Kindern. Er hatte selbst zehn Kinder zu Hause, aber er dachte, noch zwei dazu gebe nicht viel mehr zu tun. Er nahm den Korb und trug ihn nach Hause. Seine Frau schlug die Hände zusammen: „Was, du bringst noch zwei, und wir wissen selbst nicht, was wir unsern zehn Kindern zu essen geben wollen!" Der Jäger aber sagte: „Siehst du nicht die Sterne auf der Brust, hier den goldenen und hier den silbernen, das sind gewiß Herrenkinder!"

So blieben die Knaben in der Jägersfamilie und wuchsen mit den andern Kindern auf. Als sie groß waren, sagte der Jäger zu ihnen: „In Gottes Namen, jetzt müßt ihr gehen, ich bin zu alt, um die ganze Familie zu ernähren!" Er gab ihnen einen Zettel mit, worauf stand, daß er sie einst im Walde gefunden und daß sie beide einen Stern auf der Brust trügen. Die Knaben reisten fort und kamen zu einer Burg, wo sie um Arbeit fragten. Der Burgvogt sagte, zwei so junge Bürschchen könne er nicht brauchen, aber als sie ihm den Zettel des ihm befreundeten Jägers zeigten, stellte

er sie an und erteilte ihnen den Auftrag, den Garten zu bewässern und zu pflegen. Die Knaben dienten hier mehrere Jahre und hielten immer treu zusammen mit der Magd des Burgherrn, die den Kindern oft zusah und ihnen alles zuliebe tat.

Bald ging der Lärm durchs Land, daß bei dem Burgherrn zwei Knaben dienten mit Sternen auf der Brust, und diese Märe drang auch zu den Ohren des Königs. Seine Frau war längst nicht mehr bei ihm. Er war sehr aufgebracht gewesen gegen sie, weil sie ihm keine Kinder geschenkt, und als er in den Krieg zog, verkaufte die böse Mutter die Königin als Sklavin in ein fremdes Land. Dann wurde sie wieder verkauft und kam als Magd auf die Burg, wo die beiden Knaben, ihre Kinder, dienten. Die böse Mutter hatte dem König nach seiner Rückkehr aus dem Krieg gesagt, seine Frau sei ihm während der Abwesenheit untreu geworden, und sie hätte sie deshalb fortschaffen müssen.

Als der König nun die Kunde von den Sternenkindern vernahm, besann er sich wieder des Traumes seiner verschwundenen Frau. Der König fragte sich, ob seine Frau wohl irgendwo noch am Leben sei, und eines Tages sagte er zu der Mutter: „Ich gehe, die beiden sonderbaren Knaben aufzusuchen!“ Da gab sie ihm einen betäubenden Trank, so daß er nicht fortgehen konnte. Als er zum zweitenmal denselben Wunsch äußerte, mischte sie wieder ein Pulver in seinen Trank, der ihn wiederum betäubte. Beim drittenmal sagte er nur, er unternehme eine Lustreise und kehre abends nicht zurück.

Da erschien er auf der Burg. Die Magd erkannte

ihn sofort, er sie aber nicht. Die beiden Knaben wurden ihm vorgeführt und sie mußten sich entblößen. Auf der Brust glänzten der goldene und der silberne Stern. Da verlangte die Magd auch vorgeführt zu werden, was ihr erlaubt wurde. Sie fragte den König, ob sie ihm ihre Lebensgeschichte erzählen dürfe. Der König war gern bereit, sie anzuhören, und nun vernahm er den Betrug, den seine schändliche Mutter verübt, erkannte seine Gemahlin wieder und schloß sie mit den Knaben in die Arme. Er zog mit allen dreien auf sein Schloß, ließ seine Mutter ins Gefängnis werfen und den Scheiterhaufen errichten. Als sie auf den Platz geführt wurde und als Hexe den Scheiterhaufen bestieg, mußte sie noch sehen, wie der König seine Gemahlin, die wieder die Krone trug, im Arme hielt, und wie sich die beiden Knaben an ihre Eltern schmiegten, dann wurde der Brand in den Stoß geworfen und die Hexe verbrannt. (Ems)

Die vier lustigen Gesellen

Eine Witwe hatte einen halbwüchsigen Sohn, der von außerordentlicher Stärke war. Eines Tages sandte sie ihn in den Wald, um Holz zu holen. Er drehte grad eine Tanne samt der Wurzel aus, als ein Geselle des Weges kam, stehen blieb und sagte: „O, du bist ein starker Bursche, willst du mit mir kommen?" „Es ist mir gleich," sagte der Bub, „nur muß ich der Mutter zuerst den Arm voll Holz bringen, damit sie feuern kann!" Er nahm die gefällten Tannen unter den Arm, und der Fremde begleitete ihn. „So, Mutter, da habt

Ihr Holz, ich will eine Reise machen und die Welt ansehen!" Die Mutter jammerte: „Wer sorgt denn für mich?" „Laßt mich nur gehen, ich will dann schon für Euch sorgen!" „So geh in Gottes Namen, aber sieh, daß dir kein Unglück zustößt!"

Der Mann, den der Bub begleitete, war ein Stelzfuß. Er hatte den Unterschenkel nach oben gebunden, humpelte aber gleichwohl so schnell davon, daß der Bub kaum folgen konnte. Als sie eine Strecke weit gereist waren, spürten beide großen Hunger. Der Bub sagte: „Wir wollen jetzt um Essen ausschauen, aber ich habe kein Geld!" Da sagte der Stelzfuß: „Ich habe auch keines, aber das macht nichts, weiter drin im Wald gibt es Wild!" „Aber wir haben ja kein Gewehr!" „Das Wild fange ich mit der Hand! Sieh, ich habe das eine Bein aufgebunden, damit ich nicht zu schnell laufe. Mit dem einen Bein jage ich das Kleinwild und mit beiden fange ich das Hochwild ein!"

Sie wanderten ein Stück weit in den Wald hinein und erblickten einen Hasen. Der Stelzfuß sprang ihm nach und erwischte ihn nach wenigen Sprüngen. Sie töteten ihn und brieten ihn am Feuer. Dann zogen sie weiter. Da begegnete ihnen ein Geselle, der den Hut ganz hinten am Kopfe trug. Sie fragten ihn, ob er mit ihnen ziehen wolle. Er sagte, ja gerne. Da fragte ihn der Stelzfuß: „Warum bist du so stolz und trägst den Hut ganz auf einer Seite des Kopfes?" „Ich bin gar nicht stolz," sagte der andere, „ich trage den Hut nur so, damit die Sonne neben dem Hut durch auf die Erde scheinen kann; wenn ich den Hut mitten auf dem Kopf trüge wie ihr, würde es viel zu kalt!"

Da waren sie voller Freude über den neuen Gefährten und sagten: „Das ist bequem, wenn es zu heiß wird, so brauchst du den Hut nur höher zu rücken, dann sind wir am Schatten!"

Die drei wanderten nun zusammen und stiegen auf einen Hügel. Da lag einer auf dem Bauch, der ein Nasenloch verstopft hatte. Nicht weit davon standen drei Mühlen, deren Räder sich lustig drehten, obschon es ganz windstill war. Sie fragten den Burschen, was er da mache und warum er das eine Nasenloch verstopft habe. „Ei, das seht ihr wohl, ich treibe die drei Windmühlen. Hätte ich das eine Nasenloch nicht zugestopft, so würden die Mühlen samt allem in die Luft fliegen!" Der Bursche gefiel den drei Gesellen, und sie fragten ihn, ob er mit ihnen ziehen wolle. Er war einverstanden, und so reisten sie alle vier zusammen. Geld hatte keiner von ihnen. Da kamen sie in eine große Stadt und vernahmen, daß ein Bote des Königs ausrief: „Wem es gelingt, die große Sandwüste jenseits des Waldes in guten Boden zu verwandeln, erhält die Tochter des Königs zur Frau!" Die Gefährten schauten auf den Mann mit den Windmühlen-Nasenflügeln und sagten: „Du bläsest den Sand weg, du kannst es schon machen!" Sie beschlossen, in die Hofburg hinaufzusteigen. Dort angekommen, ließen sie sich vor den König führen, und der Bläser sagte, er wolle das Kunststück probieren. Der König ließ ihm ein gutes Essen auftragen, und nun wurde der Bläser in die Wüste geführt. Unterwegs stopfte er beide Nasenlöcher zu. Als er die unendliche Wüste sah, sagte er, das sei wohl zu schwer für ihn, aber er wolle es im-

merhin probieren. Als seine Begleiter fort waren, nahm er die Stöpsel aus der Nase und blies. Nun wurde es stockfinstere Nacht; der Sand flog in großen Staubwolken weit durch die Lüfte, man wußte nicht wohin, und der Boden war in kurzer Zeit rein gefegt. Er bestand aus schwarzem Lehm, war sehr ertragreich und fing von selbst an zu grünen. Nach wenig Tagen war die ehemalige Wüste ein schönes grünes Land geworden.

Da der Bläser sehr häßlich war im Gesicht, wollte ihm der König die Tochter nicht zur Frau geben. Er ließ ihm Geld vorzählen, aber der Bläser sagte, er habe die Arbeit nicht um Geld besorgt, er verlange die Tochter zur Frau, wie es öffentlich ausgerufen worden sei. Wenn sie so herumreisten, sei das Geld bald alles aufgebraucht. Der König ließ nun alles Geld im Lande zusammentragen und füllte eine ganze Reihe von Säkken damit. Als sieben Strohsäcke voll dastanden, sagten die andern drei Gefährten, es sei genug, und der Bläser gab sich zufrieden. Aber sie sahen sich an und fragten sich, wer jetzt das Geld tragen solle. Da trat der Bub hervor und sagte: „Das nehme ich wohl noch!" Als die Säcke zugenäht waren, warf er sie auf die Schultern, und sie zogen damit fort. Den König aber gereute das viele Geld, und er sagte: „Hätte ich doch nur noch die Wüste und dafür das Geld!" Er befahl einem General, mit seiner Armee den vier Gesellen nachzujagen und sie zusammenzuhauen.

Als die vier Gesellen zurückschauten, gewahrten sie das Heer, das ihnen auf flinken Pferden nachjagte, und der Bub warf die Säcke auf den Boden und fing mit

den andern an zu jammern: „Jetzt schlagen sie uns tot, und wir haben nichts von dem vielen Geld!" Der starke Bläser aber verstopfte die Nasenflügel, lief dem Heer entgegen, und als die Spitze ganz nahe war, nahm er die Stöpsel heraus und blies. Da flog die ganze Armee in die Luft.

Der König war trostlos bei der Nachricht und fragte sich, was er wohl machen müsse, um wieder zu dem Gelde zu gelangen. Er gedachte die Gesellen mit List zu fangen. Er sandte Freundschaftsboten zu ihnen mit der Meldung, er sei bereit, dem Bläser die Tochter zur Frau zu geben, nur müßten sie ihm dafür das Geld zurückerstatten. Die vier Gesellen waren damit einverstanden, und der Bub trug die Säcke wieder in den Hof zurück. Der König hatte den eisernen Käfig aufstellen lassen, den er für die wilden Tiere gebrauchte, und alle vier wurden nun in den Käfig gesperrt. Dann wurden mächtige Stöße dürren Holzes ringsum aufgeschichtet und mit Stroh in Brand gesteckt. Aber je mehr sie draußen feuerten, desto lustiger wurden die Gesellen im Käfig, denn der mit dem Hut auf der Seite des Kopfes schob ihn immer höher und höher hinauf, je mehr die Flammen prasselten, und zuletzt froren die draußen bei dem Feuer, daß ihnen elend wurde. Die Burschen wurden unversehrt aus dem Käfig gelassen, und der König ergab sich in sein Schicksal. Er gab dem Bläser die Tochter zur Frau, und die andern sollten im Reich Anstellung finden. Den Stelzfuß fragte er, wozu er tauglich sei, und warum er das linke Bein aufgebunden habe. Dieser sagte: „Der Jagd wegen; in der Tiefe muß ich das Bein aufbinden, denn

sonst springe ich über das Kleinwild hinaus und erhasche nichts. Mit beiden Beinen gehe ich auf die Hochjagd und fange die Gemsen und Rehe mit den Händen!" Da lachte der König und hieß ihn ein Probestücklein ablegen. In dem Walde waren Füchse und Hasen. Der Stelzfuß fing mit einem Beine so viele, als er tragen konnte und brachte sie lebend dem König. In einem andern Wald, wo er beide Beine gebrauchte, fing er Hirsche und Rehe. Der König war nun zufrieden, denn den kleinen Burschen mit der Riesenkraft konnte er ebenfalls gut gebrauchen. So wurden nun alle vier des Reiches Diener. (Ems)

Meier Waldis' Butterkübel

Die Schutthalde, an deren Ende die Steinpyramide steht, war früher eine große fruchtbare Alp, und dort hielt ein alter Mann mit wallendem Bart, der ein Berggeist zu sein schien, eine prächtige Gemsherde, die ihm viel Milch gab. Die Gemsen wurden von den Jägern des Tales oft gejagt, worauf sie dann jedesmal rote Milch lieferten. Da war der Waldis, der Meier des Tales, ein reicher Mann, der seine Güter von Lehensleuten bearbeiten ließ und an nichts Freude zeigte als am Jagen. Den ganzen Sommer durch schlich er den Gemsen nach und schoß die schönsten weg. Da erschien ihm einst der Berggeist und verlangte, daß er das Jagen aufgebe, denn die Tiere gehörten ihm, er verwalte auch die Gold- und Silberadern im Innern des

Gebirges, mit vielen edeln Schätzen, und er halte das Metall in Flüssigkeit; wenn Waldis ihm nochmals ein Tier wegschieße, so werde er ihn mit schwerer Strafe büßen.

Der Meier ließ sich nicht einschüchtern, faßte die Flinte um so fester und erwiderte, die Talschaft hätte ihm das Meieramt übertragen, und die Bergreichtümer sowie das Wild gehörten ihm grad ebenso gut wie einem andern, und so redeten sie hin und her, bis der Berggeist einen Vorschlag zur Güte machte. Er sprach in tiefem Ernste: „Wenn du mir das Wild in Ruhe lassen willst, so magst du dir etwas wünschen." Der Meier versprach es und wünschte sich einen Kübel voll der süßesten Butter, so groß, wie ihn die Welt noch nie gesehen, dann schritt er bergab.

Als er am nächsten Morgen vor die Türe trat, stand der Butterkübel schon da, so hoch wie der Kirchturm von Kippel, gefüllt bis zum Rand mit der besten Butter. Und der Geist hielt sein Versprechen; jeden Morgen stand der Kübel frisch zugefüllt am gleichen Platze.

Die Gemsen hatten sich inzwischen so stark vermehrt, daß sie bis in die Matten und Kornäcker hinunterkamen und sogar in die Kohlgärten eindrangen. Als Meier Waldis die Tiere sah, regte sich das alte Gelüste wieder, er griff zur Flinte und erlegte einen fetten Bock. Der Schuß widerhallte mehrfach in den Felswänden, und nun brach urplötzlich ein fürchterliches Ungewitter los, Blitz und Donner folgten sich Schlag auf Schlag und durch das Sturmgetöse tönte der Fluch des Berggeistes:

„Weil du dein Wort nicht gehalten, sollen deine

Güter und Matten zu jähen Halden und Steinflächen, dein Ankenkübel zu Fels werden."

Als der Sturm sich gelegt, war alles eine Wüstenei, statt der Matten steile Halden, heute Hasellehn geheißen, statt des Butterfasses ein Felsturm. In seinem großen Verdruß nahm der Meier die Flinte, kletterte über die Felsen und strich den Gemsen nach. Er kam zu Meier Waldis Klamm, wie die Schlucht heute heißt, wo er einen weißen Bock beschlich und zu Tode fiel. Sein Hut rollte hinunter auf die „rote Lauine" und die Stelle wird jetzt noch Inhutine genannt.

(Gampel)

Die Entstehung des Langgletschers

Das Lötschental litt in alter Zeit großen Wassermangel. Vor vielen hundert Jahren wohnte tief drin im Lötschental eine einzige Familie, zu den Bänken geheißen. Ihre Hütte stand in der Gegend, wo sich jetzt der viele Stunden lange Gletscher erstreckt. Die Familie mußte in trockenen Jahren das Wasser für das Vieh und die Kühe weit herholen. Da kam einmal ein fahrender Schüler über das Gebirge und bat um Unterkunft. Die Mutter bewirtete ihn gut und sagte, bevor er wieder abreiste: „Schön ist die Gegend, aber wasserarm; Ihr wißt nicht, was wir unter dem Wassermangel zu leiden haben. Stundenweit müssen wir das Wasser in den heißen Sommermonaten herholen!" Da erwiderte der fahrende Schüler: „Ich will Euch sagen, was Ihr tun müßt. Wenn Ihr meinen Rat befolgt, so werdet Ihr Wasser genug bekommen. Habt Ihr

eine keusche Jungfrau im Hause?" „Ich habe zwei Töchter, die Marie und die Seline," sagte die Mutter. „Nun, so soll die jüngere von sieben Gletschern sieben Stücklein Eis holen und die sieben Klumpen oben auf der Paßhöhe hinlegen. Wenn im Spätherbst auf dem Kamm oben der Gletscher sichtbar wird, so könnt Ihr sicher sein, für immer Wasser genug zu haben!"

Der Fremde verabschiedete sich und die Mutter erteilte der jüngern Tochter den Auftrag, die sieben Eisstücke zu brechen und sie an den bezeichneten Ort hinzulegen. Den Sommer über schmolz der Schnee nicht mehr in der Höhe und im Spätherbst bildete sich ein kleiner Gletscher, der das nächste Jahr schon größer wurde und immer näher an die Hütte heranrückte. Aus dem Gletschertor floß ein Bächlein, das sie Lonza hießen, und nun hörte der Wassermangel auf.

Bald darauf starb die Mutter, und die beiden Töchter teilten das Tal unter sich. Die jüngere nahm den Teil von der Anlegein aufwärts, wo heute der Gletscher liegt, die andere nahm die untere Hälfte. Doch bald fing diese an zu jammern und sagte: „Schlimm ist es mir ergangen, meine Schwester hat den schönsten Teil des Tales erhalten und mir gehören nur die bewaldeten und „unhaben" Teile (d. h. Strecken, die nichts eintragen)." Aber sie tat der Schwester unrecht, denn noch zu ihren Lebzeiten hat der Gletscher fast das ganze obere Talstück zugedeckt.

Die Leute, die sich später hier oben ansiedelten, haben den Gletscher seiner Länge wegen Langgletscher genannt und die Lonza ist zu einem mächtigen Bergwasser angeschwollen. Die schönen Matten, die schön-

sten des ganzen Tales, auf denen das Vieh der Familie Bänken geweidet, sind unter dem vorrückenden Gletschereise begraben worden. Leute, die in der Nähe weiden, hören noch heute zu gewissen Zeiten die Mähder unter dem Gletscher, die ihre Sensen dängeln.

(Sampel)

Der Drache von Jeizenen

Ein Bürger von Jeizenen stieg mit dem Schlitten auf die Alp, um dort Holz zu holen. Auf dem Rückweg fiel er mit dem Gefährt in einen tiefen Spalt, der aber halb mit Schnee zugefüllt war, so daß der Bauer unversehrt blieb. An den steilen, glatten Wänden hinaufzuklettern, war ein Ding der Unmöglichkeit, und so schritt er dem Krachen entlang und gelangte in einen finstern Gang, in dem er einen glänzenden Schein gewahrte, auf den er zusteuerte. Als er näher kam, sah er zu seinem Schrecken vor sich an die Wand geschmiegt einen häßlichen Drachen mit glühenden Augen, der die von den Wänden herunterträufelnde Flüssigkeit begierig aufleckte. Der Bauer wartete ein wenig, und da das Untier keine Miene machte, ihm ein Leides zu tun und Hunger und Durst ihn plagten, hielt er den Mund auch an die Wand und begann die gelbrote, langsam niederfließende Flüssigkeit aufzulecken. Bald fühlte er sich gestärkt, und da ein Entweichen aus der Spalte unmöglich war, lebte er mit dem Drachen lange Zeit in der Höhle.

Einmal kroch der Drache heraus, schüttelte die Flügel, so daß es aufflammte wie ein Höhenfeuer und

schwang sich in die Lüfte. Dem armen gefangenen Bauer kam erst jetzt der Gedanke, er hätte sich an den Schwanz klammern sollen und auf den Felsenrand hinauftragen lassen. Bald darauf kehrte der Drache zurück, aber es verstrich wiederum eine lange Zeit, bis das Höhlentier seine Fittiche schüttelte und sich zum Fluge bereit machte. Diesmal wollte er die Gelegenheit nicht versäumen; er klammerte sich an den Schweif und flog mit dem Tiere auf. Das flog ganz sachte, und oben auf dem Rand der Spalte setzte es ihn nieder. In großer Hast eilte er nach Hause, wo man nicht wenig erstaunt war, den längst Totgeglaubten wiederzusehen. Der Vater erzählte seine Leidensgeschichte und befahl dem Sohne, mit dem Schlitten an den Rand der Höhle zu fahren und die Drachenkegel zusammenzulesen, da es pures Gold sei. Er selber konnnte nicht mit, da er sich unwohl fühlte und die Speisen nicht mehr ertragen mochte. Was er aß und trank, mußte er erbrechen, und ihm war dabei, als ob er ein schweres Gewicht im Leibe trüge. Nach einigen Tagen starb er, und als er nach seinem Wunsche aufgeschnitten wurde, fand man in seinem Magen einen Klumpen Gold von sieben Pfund Schwere, und sieben Jahre hatte er in der Höhle gelebt.

Der Sohn brachte die glänzenden Drachenkegel auf dem Schlitten nach Hause, und von dem Edelmetall, das ihn zum reichsten Manne weit und breit machte, schenkte er der Gemeinde so viel, daß sie 120 goldene Becher und 12 goldene Kelche daraus gießen konnte. Dann blieb immer noch ein Rest, der zu viereckigen Klümpchen, sogen. Tötzli, geformt wurde.

Als die Franzosen 1799 das Dorf, das einige Jahre vorher gänzlich niedergebrannt war, heimsuchten, mußte die Gemeinde den ganzen Goldschatz herausgeben.

(Sampel)

Senne und Hirte

Im Ranzertale lebten ein Senn und ein Hirte zusammen. Während der Hirte sehr fromm war, fluchte und schimpfte der Senne den ganzen Tag und lachte den Buben aus, wenn er sein Gebet sprechen wollte. Auch jagte er ihn den ganzen Tag herum. Einst, als sie vom ersten Staffel in den zweiten hinaufzogen, vergaß der Senne absichtlich den Melkstuhl. Noch in später Abendstunde befahl er dem Hirten, hinabzusteigen und ihn heraufzuholen. Der Bube fürchtete sich, mußte aber gehorchen. Als er in der Hütte unten anlangte, war es finster, so daß er es nicht mehr wagte, noch in derselben Nacht wieder umzukehren. So machte er sich das Lager zurecht und legte sich schlafen. Er hatte noch nicht lange geschlummert, als die Türe sich öffnete und ein ganzer Schwarm von Sennen und Alplerinnen hereintrat; alle waren altmodisch gekleidet und taten, als ob sie hier zu Hause wären. Sie setzten die Kessel über das Feuer, kochten Milch und trafen Vorbereitungen zum Käsen. Dann wurde eine Kuh hereingebracht, geschlachtet und im großen Kessel gesotten. Dem Hirten war es unheimlich in seinem Bett, und nun trat noch einer auf ihn zu und fragte, ob er nicht auch zu trinken begehre. Der Bub sagte nein, aber der Geist sagte, er müsse trinken, was er vorziehe, vergorene, verfluchte oder

rechte Milch. Er verlangte richtige Milch, und da setzte man ihm eine Schale vor, die er austrank. Ein anderer setzte ihm ein Stück Fleisch vor, von dem er einige Bissen genoß. Als die Kuh verzehrt war, begann die Gesellschaft zu tanzen und so schön zu singen, daß dem Hirten ganz wohlig ums Herz wurde und er das Schreckliche seiner Lage vergaß. Als sie ihn fragten, ob er das Singen auch lernen wolle, sagte er freudig ja, und da verschwand auf einmal der ganze Spuk. Die Hütte war wieder leer wie zuvor, und durch das Fenster blickte der grauende Morgen.

Der Bub ergriff den Melkstuhl und stieg den Berg hinauf zum zweiten Staffel. Dort lag noch alles im tiefsten Schlafe. Da fing er an zu singen, schöner als Bergfink und Amsel, so daß der Senne erwachte und ihn fragte, wer ihn so schön singen gelehrt habe. Er erzählte nun alles, was er in der Nacht gesehen und gehört hatte und ging zur Herde, wo er eine Kuh bemerkte, die hinkte. Es fehlte ihr grad das Stücklein Fleisch, das er gegessen hatte. Der Senne wollte nun auch singen lernen und stieg am Abend in den Staffel hinunter, von wo er nie mehr zurückgekehrt ist. Lange hat man ihn gesucht, aber nie gefunden. Nur einmal sah man zerrissene Schuhe und Kleiderfetzen an einem Tannenast, und des Nachts hörte man gräßliches Jammern und Stöhnen, als ob einer gepeinigt würde.

(Gampel)

Der Totentanz

Ein Bursche stieg zur Winterszeit in die Alp hinauf. Er wußte, daß hier oben jetzt niemand anzutreffen war.

8*

Er verbrachte die Nacht in seiner Hütte, erwachte aber und ging hinaus, um etwas zu verrichten. In der Hütte nebenan bemerkte er Licht, und Schatten huschten an den Fenstern vorüber, als ob dort getanzt würde. Er ging zu der Hütte, guckte zum Schlüsselloch hinein und sah nun mehrere Paare, die sich im Tanze drehten, alles Leute, die er noch nie gesehen hatte. Da er kalt verspürte, holte er den Rock, und als er wieder durchs Schlüsselloch blickte, sah er, daß Tänzer und Tänzerinnen über und über mit Eiszapfen behangen waren. Jetzt erschrak er, denn er hatte seine Liebste erkannt, die kurz vorher gestorben war und die ebenfalls Eiszapfen trug an den Haaren, an den Ärmeln, an der Jacke und am Rock. Ihn schauderte und er eilte in seine Hütte zurück, legte sich ins Bett und zog die Decke über den Kopf. Da klopfte es an seine Türe. Er hatte nicht den Mut, herein zu rufen, aber da ging die Türe von selber auf, und seine Geliebte Emma trat zu ihm ans Bett und zog die Decke von seinem Kopfe weg. Was sie zu ihm gesprochen hat, ist seiner Lebtag ein Geheimnis geblieben. (Wyler)

Seltsames Zusammentreffen

Ein reicher Bauer aus Gestelen fütterte im Winter das Vieh in den Balmen. Als er einst die Schafe hinauftrieb, schlich ein Wolf herzu, der so lüsterne Miene machte, daß der Bauer fürchtete, er werde die Herde anfallen. Er dachte, lieber freiwillig einen geringen Schaden erleiden, als einen großen wagen und warf das kleinste der Schafe über die Felsen. Der Wolf sprang diesem nach und fraß es auf.

Ein Jahr später unternahm der Bauer eine Wallfahrt nach Einsiedeln. Der Wirt, bei dem er einkehrte und schlief, behandelte ihn mit ausgesuchter Höflichkeit. Als er am Morgen die Rechnung verlangte, hieß es, er habe nichts zu bezahlen. Dem Bauer war es nicht recht, denn er sagte, er brauche nicht zu betteln, und Almosen begehre er nicht. „Nun, wenn du es wissen willst," sagte der Wirt, „warum ich dir nichts verlange, so will ich es erzählen, so ungern ich es tue. Du hast vor einem Jahre die Schafe in die Balme hinaufgetrieben und einem Wolf eines derselben zum Fressen hingeworfen. Der Wolf bin ich gewesen. Wir hatten auf Schattenhalb eine Hexenzusammenkunft, und nach derselben hat sich jeder nach Belieben in ein Tier verwandelt. Hätte ich nicht eines deiner Schafe gefressen, wäre ich vor Hunger gestorben. Seitdem habe ich mich bekehrt, und ich werde nie mehr ins Wallis kommen." (Gampel)

Der Aletschmann

In Aletsch oben war das ganze Jahr eine Haushaltung, aber weder die Eltern noch die Kinder kamen je zur Messe. Da sandte der Pfarrer einen Mann hinauf, damit er nachsehe, warum sie nie kommen. Dieser traf zuerst nur die Kinder an, die sich belustigten und wetteten: „Gilt es das Vater unser!" Der Mann dachte, die wüßten doch wenigstens das Vater unser. Er fragte sie, wo Vater und Mutter seien. Da sagten die Kinder, sie seien zur Messe gegangen. „Ja, wo denn?" „Zum großen Stein." Bald darauf kamen die Eltern, und der Vater führte den Mann zum „großen Stein"

hinauf, sagte, er solle sich auf seinen rechten Fuß stellen und ihm über die Schultern schauen. Das tat er, und er sah nun einen Geistlichen, der Messe las, und zwei Diener.

Einst erschien der Aletschmann unten in Naters in der Kirche, und da lachte er während der Messe dreimal laut auf. Nach der Messe stellte ihn der Pfarrer zur Rede und unser Aletschmann erzählte nun, warum er dreimal gelacht habe. „Ein Mädchen hat eine grob gesponnene Schürze getragen und darob hat es eine solche Hoffahrt gehabt, daß der Teufel gekommen ist und sich ihm auf die Achsel gesetzt hat, und da habe ich lachen müssen. Dann ist der Teufel aufs Fenster gestiegen, hat dort eine Kuhhaut ausgebreitet, auf der alle Eure Sünden gestanden sind, hat dran herumgezerrt, und dann ist sie zerrissen, und da hat er eine solche „Gränne" (Grimasse) gemacht, daß ich wieder habe lachen müssen. Während der Wandlung ist der Teufel auf Eurer Achsel gesessen, und jedesmal, wenn Ihr den Herrgott hinaufgehalten habt, ist er hinuntergefallen und dann wieder hinaufgehüpft, und da habe ich abermals lachen müssen. Seht, Eure Sache steht auf einer Nadelspitze!"

Da sagte ihm der Pfarrer, er brauche nicht mehr zur Messe zu kommen.

Auf der Rückreise riß der fromme Mann aus der St. Antoni-Kapelle einen Ast aus, um sich seiner als Stock zu bedienen. Da kam das Himmelsbrot, das er sonst immer erhalten hatte, nicht mehr. Er ging zur Kapelle zurück und steckte den Ast wieder hinein, und nun erhielt er das Himmelsbrot wieder.

Der Geistliche hat sich dann bekehrt.

(Erschmatt)

Die Schlange mit dem goldenen Krönlein

Die Sennenleute der Oberstenalp hatten ein Kind erhalten. Als es einige Jahre alt war, überreichte ihm die Mutter jeden Morgen einen Krug voll Milch. Das Kind trug ihn an den Bach, setzte sich dort ins Gras und trank ihn aus. Da erschien einst eine große, grünschillernde Schlange mit einem goldenen Krönlein auf dem Haupt und trank, was das Kind übriggelassen hatte. Das nächste Mal brachte das Kind einen Löffel mit und fütterte die Schlange. Da es schon ein wenig reden konnte, sagte es: „Du mußt auch Broti (Brot) nehmen und nicht nur Milch trinken," und es probierte dem Tier die Rinde ins Maul zu stecken, aber die Schlange begehrte nichts davon. So wurde die Schlange den Sommer durch vom Kinde gefüttert.

Als die Eltern das seltsame Schauspiel gewahrten, gelüstete es sie nach dem Gold der Krone und sie bauten nahe dem Bache ein kleines Häuschen, um von dort aus unbeschadet die Krone wegnehmen zu können. Einmal legte sich der Vater auf die Lauer, und als die Schlange erschien und die Krone ablegte, um sich im Bache zu baden, ergriff er die Krone und versteckte sich rasch. Als die Schlange zurückkam und die Krone nicht mehr fand, wütete sie derart, daß das Häuschen wakkelte. Einen Tag und eine Nacht wand sie sich in schrecklichen Zuckungen, dann streckte sie sich und verendete.

(Visperterminen)

In der gleichen Sammlung sind erschienen:

Historische Volkslieder der deutschen Schweiz
ausgewählt, eingeleitet und erläutert von
Professor O. v. Greyerz (Bern).

Salomon Geßner, Dichtungen
ausgewählt und eingeleitet von Herman Hesse
(Montagnola, Tessin).

Conrad Ferdinand Meyer, Gedichte
ausgewählt und eingeleitet von Dr. E. Korrodi (Zürich).

Adolf Frey, Lieder und Gesichte
ausgewählt und eingeleitet
von Professor G. Bohnenblust (Genf).

Nietzsche und die Schweiz
von C. A. Bernoulli (Basel).

Jakob Boßhart, Zwei Novellen
ausgewählt und eingeleitet von Dr. H. Jeß (Leipzig).

Die Dichterschule von St. Gallen
von Professor Samuel Singer (Bern).
Mit einem Beitrag: „St. Gallen in der Musikgeschichte"
von Professor Peter Wagner (Freiburg-Schweiz).

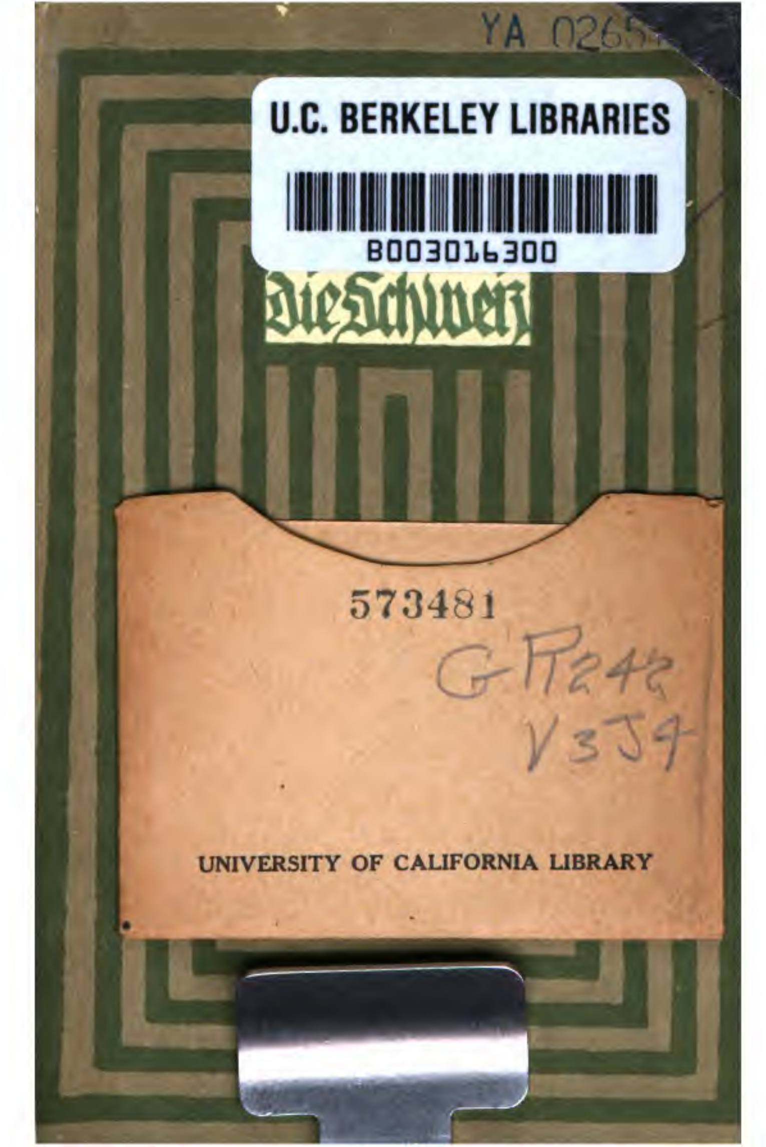
Walliser Sagen
von Johannes Jegerlehner (Bern).

Von Art und Kunst der deutschen Schweiz
von Professor Josef Nadler (Freiburg-Schweiz).

*

Weitere Bände folgen

H. Haessel, Verlag, Leipzig.


YA 0265
U.C. BERKELEY LIBRARIES
B003016300
Die Schweiz
573481
GR242
V3J4
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

